

# torrent

1 | 2012
€ (D) 6,00
€ (A) 6,90
SFR 10,90

Magazin für serielles Erzählen

Alles über die **besten Serien** im TV und auf DVD!

## Mad Men

Frischer Wind in der Madison Avenue

4 192500 906008 01

**Shameless**

Paul Abbott über seine *social comedy*

**Britische Serien**

Wie „Doctor Who" einen neuen Boom auslöste

**Aaron Sorkin**

Mr. „West Wing" im Porträt







**torrent** – Magazin für serielles Erzählen erscheint 4 x im Jahr im Verlag Marcus Kirzynowski, Corneliusstraße 125, 40215 Düsseldorf
**Redaktion**: Marcus Kirzynowski (kir, V.i.S.d.P.); Redaktionskontakt: Tel. 0211 / 69517061; eMail: kirzynowski@torrent-magazin.de
**Autoren dieser Ausgabe:** Volker Robrahn, Christian Spließ (chs)
**Layout:** Michael Möller
**Lektorat:** Olaf Schmidt
**Anzeigen**: Marcus Kirzynowski (verantwortlich), s. Redaktionskontakt
**Druck:** Druckhaus AJSp, Mokslininku g. 39, LT-12187 Vilnius, Litauen
**Vertrieb:** IPS Pressevertrieb GmbH, Postfach 1211, 53334 Meckenheim, Tel.: +49 (0) 2225-8801-0, Fax: +49 (0) 2225-8801-199; eMail: info@ips-pressevertrieb.de
**Preis** im Einzelverkauf: € 6,00 (D) inkl. 7 % MWSt.; Jahresabo: 4 Ausgaben kosten in Deutschland € 20,00
Gerichtsstand: Düsseldorf

**Internet:** torrent-magazin.de

**Bildnachweis:** Titelbild: Universal; Warner Bros. (4/5, 10–12, 15, 35–37, 38, 40, 54/55), BBC (4, 29/30, 33), Channel 4/polyband (4, 43–46), Universal (5, 39, 50/51), 20th Century Fox Television (6,52/53), Lifetime (6), TF1 International (7), X Verleih (7), arte/Mike Kollöffel/DR (8), arte/Jimmy Pozarik (8), ZDF/Julia von Vietinghoff (9), Cologne Conference (13–16), kir (17, 47/48), AMC (20–22, 62), Home Box Office Inc. (23), Fox 21/Showtime (24–28), polyband (30–34, 49), Kudos Film and Television /polyband (32), Sony (39, 42, 58), Touchstone Television/ Imagine Television (40), thedemonhog/cc-Lizenz (40), Black Hill Pictures (56/57), Disney (58), Lighthouse (58), Kunstmann (59), Bertz + Fischer (60), Panini (60), Eichborn (61), Zampano (61)

Liebe LeserInnen,

da sind wir also in gedruckter Form. Zu so einem Anlass darf man sich ausnahmsweise auch mal selbst zitieren, deshalb zur Erklärung, warum es **torrent** gibt und was der Name eigentlich soll, ein Auszug aus unserer Nullnummer:
In den vergangenen gut zehn Jahren hat sich die Fernsehserie zu einer der interessantesten medialen Erzählformen der Gegenwart entwickelt. Episches Erzählen, wie es früher fast nur in dicken Romanen à la Tolstoij, Dostojewskij oder Proust zu finden war, ist inzwischen in der *Prime Time* zu Hause. Insbesondere Pay-TV-Serien wie „Six Feet Under“ oder „Mad Men“ haben eine Komplexität erreicht, die diejenige von Kinofilmen meist weit hinter sich lässt: Über fünf oder mehr Staffeln entwickeln solche modernen Serien eine vielschichtige, verzweigte Handlung, wie es in zwei Stunden Filmdauer nie möglich wäre.

Verändert hat sich durch diese neue Erzählweise, ebenso wie durch neue technische Medien, auch die Art, wie wir Serien rezipieren. Das lineare Fernsehen, das Ansehen während der deutschen TV-Ausstrahlung, macht längst nur noch einen Teil des Serienkonsums aus. Für viele Fans sind DVD-Boxen oder das Internet inzwischen viel wichtiger geworden, insbesondere, wenn sie englischsprachige Produktionen lieber im Originalton verfolgen möchten. Während viele in den Herkunftsländern erfolgreiche Serien im deutschen Free-TV floppen oder gar nicht erst ihren Weg dorthin finden, quellen die DVD-Regale in den Medienmärkten vor Staffelboxen über und die neuesten Folgen sind schon kurz nach Originalausstrahlung prinzipiell weltweit über das Netz verfügbar, sei es bei iTunes oder aus dubioseren Quellen.
Alles ist im Strom: Serienfolgen als Datenströme im Internet, aber auch die Art, wie wir Serien sehen und in Zukunft sehen werden, ebenso wie die Geschichten, die in Serien erzählt werden. Meistens steht ihr Ende noch nicht fest, auch nicht die Entwicklung dorthin. Alles fließt. Dafür steht der Titel **torrent** (engl. für „reißender Strom“). Wir möchten uns der ganzen Bandbreite komplex erzählter Fernsehserien widmen, von den Klassikern und Vorläufern bis zu den viel versprechenden Neustarts.

Wir haben uns von Rückschlägen bei der Finanzierung dieser Print-Ausgabe nicht abschrecken lassen, weil wir daran glauben, dass die Zeit für ein solches Magazin reif ist. Und natürlich hoffen wir, dass viele Serienfreunde das genauso sehen, damit es auch regelmäßig erscheinen kann.
Einen Schwerpunkt dieser Ausgabe, der so ursprünglich gar nicht geplant war, bilden neuere britische Serien. Shows wie „Misfits“ oder die Neuauflage von „Doctor Who“ beweisen, dass sich die englischen TV-Macher längst nicht mehr vor Hollywood zu verstecken brauchen. Serien wie „Shameless“ werden inzwischen sogar gerne von US-Sendern adaptiert, wovon deren Schöpfer Paul Abbott im Gespräch erzählt. Gleich mehrmals begegnen uns in diesem Heft John Wells, Autor und Showrunner von „Shameless (US)“ und „Third Watch“, aber mit Dominik Graf auch ein herausragender Regisseur deutscher TV-Filme und -Serien. Daneben blicken wir natürlich auch auf einige der interessantesten Neustarts der US-Season, unter anderem auf das gerade völlig zu Recht mit dem Golden Globe als beste Dramaserie ausgezeichnete „Homeland“.

Wir hoffen, Ihnen bereitet das Lesen dieses Heftes genauso viel Freude wie ein schöner Serienabend.

Marcus Kirzynowski
(Verleger)

Inhalt

10




43

## FEATURES



## REVIEWS



## STANDARDS









Wandlungsfähige Schauspielerin: Frances Conroy als Hausmädchen in „American Horror Story"

### FRANCES CONROY IN NEUEM SCI-FI-PROJEKT

Frances Conroy ist gut im (Serien-)Geschäft. Die als Ruth Fisher in „Six Feet Under" bekannt gewordene Schauspielerin ist nicht nur in der in dieser Season erfolgreich gestarteten Serie „American Horror Story" des Senders FX zu sehen, sondern bald wohl auch in einem neuen NBC-Projekt. Im Pilotfilm von „Beautiful People" übernimmt sie eine Hauptrolle, wie *Deadline Hollywood* berichtet.
Die Science-Fiction-Serie von „Cougar Town"-Produzent und -Autor Michael McDonald spielt in einer nahen Zukunft, in der Menschen mit Androiden zusammen leben. Die sehen zwar wie Menschen aus, werden in der Gesellschaft aber wie Bürger zweiter Klasse behandelt. Conroy spielt die Rolle von Lydia, der reichen Witwe des Firmengründers, dessen Unternehmen die Androiden produziert.
Weitere Hauptrollen übernehmen der aus „Primeval" bekannte Brite James Murray und Patrick Heusinger („Royal Pains"). Murray spielt Lydias Sohn, einen erfolgreichen Anwalt, der für die Bürgerrechte der Androiden eintritt – womit er auf starken Widerstand trifft. Heusinger verkörpert einen Hausdroiden Lydias, dessen Tochter stirbt. Daraufhin reagiert er mit Trauer, einem künstlichen Lebensformen verbotenen Gefühl. Das Konzept dieser etwas nach „Caprica" klingenden Serie verkaufte McDonald bereits vor zweieinhalb Jahren an ABC, wo es aber dann doch nicht in Auftrag gegeben wurde.

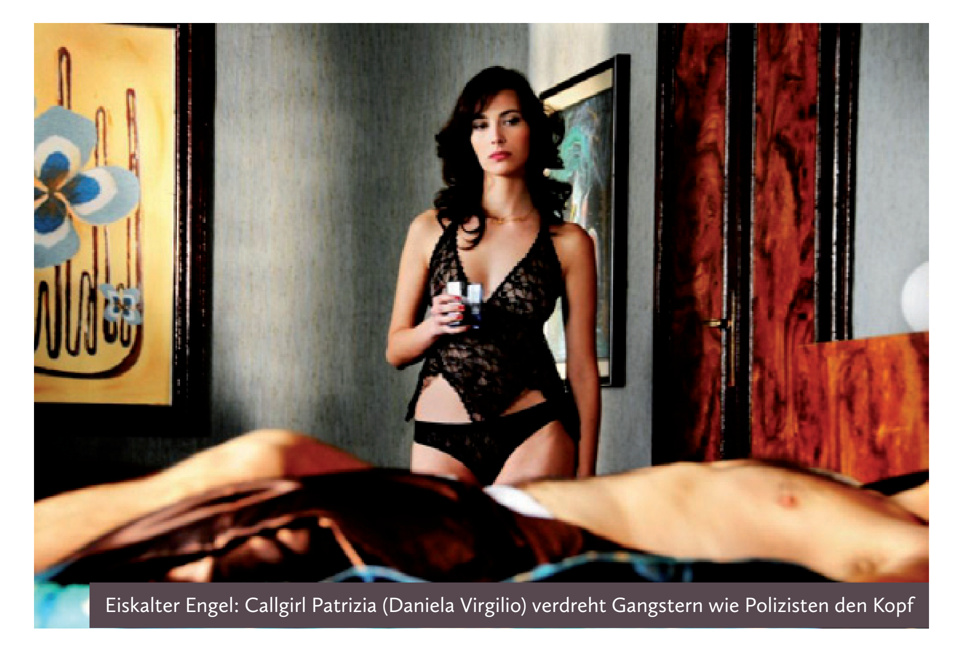
### CYBILL SHEPERD ZURÜCK IM SERIENBUSINESS

Gut zwanzig Jahre nach „Moonlighting" und gut zehn Jahre nach „Cybill" soll Cybill Sheperd wieder eine Serienhauptrolle übernehmen. Wie *Deadline Hollywood* meldet, wurde sie als Mutter von Jennifer Love Hewitt für die Serienadaption des TV-Films „The Client List" verpflichtet. Diese Rolle spielte sie bereits in der Filmversion von 2010, die wie die geplante Serie beim US-Sender Lifetime lief. Erzählt wird die Geschichte der texanischen Hausfrau Riley (Hewitt), die nach dem Scheitern ihrer Ehe einen Job in einem Massagesalon annimmt. In diesem bieten ihre Kolleginnen aber wesentlich schlüpfrigere Dienstleistungen an als nur Massagen. Eine weitere Hauptrolle übernimmt Kathleen York als Jolene, eine Masseuse in dem Salon. Die Schauspielerin verkörperte Toby Zieglers (Ex-)Frau Andrea Wyatt in „The West Wing", ist aber auch als Singer/Songwriterin erfolgreich. So war ihr Song „In the Deep" aus dem Film „L.A. Crash" für den Oscar nominiert. Die aus „Law & Order" bekannte Elisabeth Rohm wird als Rileys Gegenspielerin dabei sein.


Nehmen ihre Rollen als Mutter und Tochter wieder auf: Cybill Sheperd und Jennifer Love Hewitt im „The Client List"-TV-Film






Eiskalter Engel: Callgirl Patrizia (Daniela Virgilio) verdreht Gangstern wie Polizisten den Kopf

### ALLEIN GEGEN DIE RÖMISCHE „MAFIA"

Pay-TV-Sender AXN zeigt ab 7. März die italienische Gangster-Serie „Romanzo Criminale" von 2008. Die Kinoverfilmung des gleichnamigen Bestsellers von Giancarlo De Cataldo war 2005 in Italien ein großer Erfolg. Regie führte dabei niemand geringeres als Michele Placido, der auch deutschen Zuschauern noch gut als Commissario Cattani aus dem TV-Klassiker „Allein gegen die Mafia" bekannt sein dürfte (der vielleicht einzigen italienischen Serie, die es überhaupt in ein deutsches Hauptprogramm geschafft hat). Die TV-Version ließ nicht lange auf sich warten.
Erzählt wird die wahre Geschichte einer gewalttätigen Gang, die in den 70ern Rom in Schrecken versetzte, basierend auf den Erlebnissen De Cataldos, des damaligen ermittelnden Staatsanwalts. Im Mittelpunkt steht der skrupellose „Libanese", der erstmals in Rom ein Bündnis verschiedener Gangs schmiedet und so das Prinzip Mafia für die italienische Hauptstadt adaptiert. Sein Gegenspieler ist der idealistische Kommissar Scialoja, der als einziger im Staatsapparat unkorrumpierbar erscheint. Beide verlieben sich in die wunderschöne Hure Patrizia. Das klingt wie schon hundert Mal gesehen und so wirkt leider auch die erste Folge: wie eine schneller, aber genauso konventionell inszenierte Neuauflage der 80er-Jahre-Serie um Corrado Cattani. Die zwölf Folgen der ersten Staffel zeigt AXN mittwochs um 20 Uhr 15 jeweils im Doppelpack.


Von der Leinwand auf den Bildschirm: Franka Potente (in „Creep")

### ERSTE SERIENHAUPTROLLE FÜR POTENTE

Wovon Till Schweiger nur träumt, scheint Franka Potente wesentlich besser zu gelingen: sich in Hollywood zu etablieren. Nach Rollen in Filmen wie „Blow" oder „The Bourne Identity" gehört die deutsche Schauspielerin bald erstmalig zum Stammcast einer US-Serie. In „Copper", der ersten eigenproduzierten Serie von BBC America, wird sie eine Bordellbetreiberin im New York des 19. Jahrhunderts spielen, wie *Deadline Hollywood* berichtet. Ihre Figur wird eine vielschichtige Beziehung zur Hauptfigur der Show haben, einem irischen Cop, dessen Einsatzgebiet die irischen Einwandererviertel sind. Ihn spielt der britische Schauspieler Tom Weston-Jones. Seine Ehefrau verkörpert die gerade eben in „Once Upon A Time" zu sehende Anastasia Griffith. Die zunächst zehnteilige Serie „Copper" wird unter anderem von zwei Veteranen von „Homicide – Life on the Streets" produziert, Tom Fontana und Barry Levinson.

### „FARSCAPE"-SCHÖPFER LANCIERT MYSTERY-DRAMA

Auch „Farscape"-Erfinder Rockne S. O'Bannon konnte endlich wieder einen Pilotfilm an den Mann bringen. US-Sender The CW produziert laut *Deadline Hollywood* das Mystery-Drama „Cult". Im Mittelpunkt steht die Produktionsassistentin einer beliebten TV-Serie, die deren Fans verdächtigt, die Mordfälle ihrer Lieblingsshow in der Realität nachzustellen. Gemeinsam mit einem Blogger untersucht sie die geheimnisvollen Vorkommnisse. Ähnlichkeiten zu O'Bannons Erfahrungen mit den Fans von „Farscape" sind wohl eher entfernt. 2005 hatte er bereits versucht, sein Serienkonzept beim The CW-Vorläufer The WB unterzubringen. Jetzt plant das kleine Network, es als Serie mit 13 Folgen pro Staffel umzusetzen. Als Ausführende Produzenten sind die „Gossip Girl"-Schöpfer Josh Schwartz und Stephanie Savage mit an Bord.



Idealistin auf dem Weg zur Macht: Brigitte Nyborg (Sidse Babett Knudsen) mit Familie in „Borgen“



Konfliktreiche Kollegen: Zane Malik (Don Hany, vorn) und Ray Crowley (William McInnes) in „East West 101“

**ARTE BRINGT SPITZENSERIEN AUS DÄNEMARK UND AUSTRALIEN**

Seit dem 12. Januar ist der Donnerstag der neue feste Serienabend im arte-Programm. Ab 20 Uhr 15 laufen jeweils hochkarätige Serien in Doppelfolgen. Anders als die deutschen Privatsender setzt der Kulturkanal dabei verstärkt auch auf Produktionen aus eher untypischen Serienländern von Skandinavien bis Australien.

So startete am 9. Februar die deutsche Erstausstrahlung der dänischen Erfolgsserie „Borgen“ von 2010 unter dem ziemlich reißerischen Titel „Gefährliche Seilschaften“. Im Mittelpunkt der zunächst zehn einstündigen Folgen steht die 40-jährige linksliberale Politikerin Brigitte Nyborg (Sidse Babett Knudsen), die nach einem Überraschungssieg ihrer Partei erste weibliche Premierministerin ihres Landes wird. Die Serie, die nach dem umgangssprachlichen Namen des dänischen Parlamentsgebäudes benannt ist, konzentriert sich dabei gleichermaßen auf die politischen Prozesse, deren Begleitung durch Nachrichtenjournalisten sowie auf das Familienleben der Spitzenpolitikerin. Die Storylines erinnern ein wenig an „The West Wing“, aber der Tonfall ist doch sehr eigen und zeichnet sich neben aller Spannung gerade durch seinen leisen Humor aus. Und obwohl Dänemark keine Supermacht ist und sein Politbetrieb im Vergleich zu den USA eher familiär wirkt, sind Nyborgs Probleme ganz ähnliche wie die von Präsident Bartlet: Wie weit kann man sich als Staatsführer selbst treu bleiben und wie weit ist man nur Getriebener des Apparats? Hauptdarstellerin Knudsen („Mifune“, 1999, „Nach der Hochzeit“, 2006) ist fantastisch als gleichermaßen toughe wie warmherzige und auf eine sehr natürliche Art attraktive Regierungschefin. Inhaltlich, stilistisch und schauspielerisch auf hohem Niveau, beweist „Borgen“, dass nicht nur dänische Kinoproduktionen eine erstaunliche Qualität aufweisen.

Die zweite Staffel ist im dänischen Fernsehen Ende November zu Ende gegangen, eine dritte bereits geplant. NBC hat vor kurzem in den USA ein Remake der Serie in Auftrag gegeben, an dem auch die BBC beteiligt sein soll.

Ab 19. April öffnet arte den Sendeplatz für ein weiteres Land, aus dem nur selten Serien ihren Weg nach Deutschland finden: Australien. Die sechs Folgen der ersten Staffel von „East West 101“ strahlte der dortige öffentlich-rechtliche Sender SBS bereits 2007 aus. Vergangenes Jahr ging die ungewöhnliche Krimiserie mit ihrer dritten Staffel zu Ende. Hauptfigur ist der muslimische Kommissar Zane Malik (Don Hany), der in Sidney in einem multikulturellen Team ermittelt. Dabei sorgen die Vorurteile der weißen Kollegen immer wieder für Konflikte. Vor allem Maliks anglo-australischer Kollege Ray Crowley (William McInnes) macht ihm das Leben schwer. Aber auch in der arabischen Community der Stadt sehen viele den Polizeibeamten als Überläufer, der auf der falschen Seite steht.

Die Serie zeichnet sich durch einen sehr harten Stil aus: Im Verlauf der Suche nach Raubmördern läuft unter anderem ein kleiner Junge aus Angst vor der Polizei auf die Straße und wird von einem Auto erfasst. „East West 101“ ist sehr modern inszeniert: mit schnellen Schnitten, hektischer Handkamera, grellen Farben in den Außenaufnahmen, dazu oft orientalisch anmutender, aber mit aggressiven E-Gitarren durchsetzter Musik. Sowohl inhaltlich als auch stilistisch ist die Serie ganz auf der Höhe der Zeit und durchaus mit US-amerikanischen Post-9/11-Serien vergleichbar – mit dem Unterschied, dass hier einmal Muslime im Mittelpunkt der Handlung stehen. arte etabliert sich mit diesen Neueinkäufen zunehmend als Programm für Freunde anspruchsvoller internationaler Spitzenserien.

**Eine ausführliche Kritik zu „Borgen“ finden Sie auf torrent-magazin.de.**





# Jenseits der Grenze(n)

„Das unsichtbare Mädchen“, Dominik Grafs fiktive Bearbeitung eines realen Kriminalfalls, führt ins tschechische Pädophilenbordell und in die hohe Politik

Die Realität schreibt manchmal die krassesten Geschichten. Wäre der „Mordfall Peggy“ erfunden, würde man ihn wohl als unglaubwürdig bezeichnen. Es hat ihn aber tatsächlich gegeben: Das achtjährige Mädchen verschwand 2001 spurlos in einem oberfränkischen Ort kurz vor der tschechischen Grenze. Obwohl ihre Leiche bis heute nicht gefunden wurde, sitzt ein geistig behinderter Gastwirtsohn als ihr verurteilter Mörder im Gefängnis: Er hatte nach stundenlangen Verhören die Tat erst gestanden und später widerrufen. Außerdem wollen mehrere Zeugen das Kind noch nach dessen angeblichem Tod lebend gesehen haben. Friedrich Ani und Ina Jung haben diesen skandalösen Kriminalfall als Ausgangspunkt für ein Drehbuch genommen, aus dem Thriller-Altmeister Dominik Graf den ZDF-TV-Film „Das unsichtbare Mädchen“ gemacht hat. Sie liefern Erklärungen, die weite Kreise ziehen, bis hinein in die hohe Landespolitik.

Alles fängt damit an, dass ein neuer junger Kriminalbeamter aus Berlin ins bayerische Dorf versetzt wird, Tanner „ohne h“ (Graf-Stammschauspieler Ronald Zehrfeld). Als eine Frau ermordet wird, stößt er schnell darauf, dass seine alteingesessenen Kollegen ihm etwas verschweigen: Sie war die Nachbarin der Mutter der vor zehn Jahren verschwundenen und scheinbar ermordeten Sina Kolb – und sie hat kurz vor ihrem Tod behauptet, das Mädchen letztens in Tschechien wiedererkannt zu haben. Als wenig später auch der Ehemann der Ermordeten tot aufgefunden wird, sieht es für Tanner so aus, als versuche jemand, brisante Enthüllungen um jeden Preis zu verhindern. Während sein Vorgesetzter Michel (Ulrich Noethen als herrlich schmieriger Kripobeamter) gegen ihn arbeitet, bekommt der Außenseiter Hilfe von dem pensionierten Kommissar Altendorf (Elmar Wepper). Der ist nie darüber hinweggekommen, dass man ihn damals als Leiter der Sonderkommission abgesetzt hat – und fest davon überzeugt, dass Sina noch lebt.

Die Verstrickungen im Ort sind dicht, fast jeder hatte anscheinend schon mal etwas mit fast jeder anderen, etwa Michel mit der Mutter des Opfers, die auch Tanner gleich nach seiner Ankunft auf einem Volksfest abschleppt. Und Michel hat Verbindungen bis ins Innenministerium, dessen Leiter sich anschickt, bald Ministerpräsident zu werden. Daraus hätte ein bemühter Zeigefinger-Film werden können. Aber nicht bei diesem Regisseur-Autoren-Gespann. Graf streut einige seiner berüchtigten Sexszenen ein, in denen dann Sätze fallen, bei denen man glaubt, man höre nicht recht. Da fragt der zukünftige One-Night-Stand, schon im Bett, aber völlig besoffen: „Ficken müssen wir nicht unbedingt mehr, oder?“ Und Michel nagelt seine Assistentin gleich tagsüber in seinem Büro – und spricht dabei dieses unglaubliche Oberfränkisch, das er schon vor 15 Jahren in Grafs berühmten „Tatort“ „Frau Bu lacht“ zelebrierte (in einer ganz ähnlich angelegten Rolle). Graf scheut sich auch nicht, den Kindersex im tschechischen Bordell recht drastisch anzudeuten.

Wie in den meisten seiner Polizeifilme gibt es unter den Staatsdienern mindestens genauso viele Kriminelle wie außerhalb der Dienstflure. Und gegen die haben aufrechte Beamte wie Tanner und Altendorf immer einen schweren Stand. Das lässt sie manchmal moralisch fragwürdige Entscheidungen treffen, aber das war bei den großen Rächern der Literatur von Robin Hood bis Batman auch nicht anders.

War sein letzter Krimi „Cassandras Warnung“ ein reinrassiger deutscher



Die Vergangenheit ruht nicht: Ex-Kommissar Altendorf (Elmar Wepper, r.) und Kollege Tanner (Ronald Zehrfeld)

Giallo, so hat Graf diesmal eine fast klassische Tragödie inszeniert, mit Verstrickungen und Enthüllungen von beinahe hamletschen Ausmaßen. Viel Stoff für sein hervorragendes Schauspielensemble: Zehrfeld steigert sich von Film zu Film, Noethen ist ein verkommener Antagonist *par excellence*, Wepper grantelt herrlich bayrisch vor sich hin und Silke Bodenbender (neulich bereits einmal an der Seite von Zehrfeld im Mysterydrama „Die Stunde des Wolfes“ zu sehen) überzeugt als leidende Mutter, taumelnd zwischen Verzweiflung und Hoffnung, die versucht, ihren Schmerz mit Sex auszulöschen. Wie meistens bei Graf muss man ständig genau aufpassen, da er mehr Anspielungen und Wendungen in einzelne Dialoge legt als andere Regisseure in ganze Filme. Und obwohl er diesmal nicht mit Sozialkritik spart, den ganzen CSU-geführten Regierungs- und Verwaltungsapparat als so verkommen wie sein süditalienisches Pendant darstellt, fehlen auch nicht die leiseren, menschlichen Momente. Wenn am Schluss der unschuldig Verurteilte in der Dorfkneipe die Mutter seines vermeintlichen Opfers umarmt und die dann nach einer Beerdigung noch kathartisch tanzt (wie neulich schon Matthias Brandt am Ende von „Cassandras Warnung“) sind das ganz starke emotionale Szenen, die jeder 08/15-Dramaturgie entgegen laufen, wie sie auch das ZDF sonst gerne pflegt. ***kir***

**Der Film läuft am 16. März bei arte und später im Jahr im ZDF.**

Eine ganz normale Familie: die Gallaghers

# White trash mal anders

**Die Showtime-Serie „Shameless" ist ein seltener Fall einer gelungenen US-Adaption einer britischen Vorlage. Die Dramedy um eine siebenköpfige asoziale Familie ist genauso überdreht, explizit und authentisch wie das Original.**

Anfang Januar startete bei Showtime die zweite Staffel der US-Version von „Shameless". Die britische Vorlage läuft bei Channel 4 bereits im achten Jahr. Beide Serien drehen sich um die Gallaghers, eine siebenköpfige Familie, die man in den USA wohl am ehesten als *white trash* bezeichnen würde. Vater Frank ist Alkoholiker, die Mutter hat die Familie vor Jahren im Stich gelassen, die sechs Kinder sind mehr oder weniger sich selbst überlassen. Die älteste Tochter, die 21-jährige Fiona, hat die Mutterrolle für ihre jüngeren Geschwister übernommen, wodurch ihr eigenes Leben droht, auf der Strecke zu bleiben. Als sie gleich in der ersten Folge den aus einer wohlhabenden Familie stammenden Steve kennenlernt, bringt das die Chance, der Armut teilweise zu entkommen, aber auch neue Komplikationen. Serienschöpfer Paul Abbott begann seine TV-Karriere bei der britischen Endlos-Soap „Coronation Street". In den 90ern schrieb er einige Drehbücher für die legendäre Krimiserie „Cracker" alias „Für alle Fälle Fitz", bevor er 2003 mit der Mini-Serie „State of Play" richtig bekannt wurde. Beide Stoffe wurden für den US-Markt adaptiert, letzterer sogar als Kinofilm. Da ist es nicht überraschend, dass sich auch für Abbotts Erfolgsserie „Shameless" Interessenten in Hollywood fanden. Zunächst plante HBO eine Adaption, bevor Konkurrent Showtime die Entwicklungsarbeit übernahm. Als Showrunner fungiert mit John Wells („ER", „Third Watch", „The West Wing") ein alter Hase im Fernsehgeschäft.

## RÜDE DIALOGE UND BLOWJOBS

Dabei ist erstaunlich, wie stilsicher Wells die urbritische dramatische Komödie von Manchester nach Chicago überführt. Während bei vielen anderen US-Adaptionen britischer Stoffe der Charme und die Authentizität des Originals völlig verloren gehen, gelingt es bei „Shameless", beides zu erhalten. Die siebenköpfige Familie des allein „erziehenden" Alkoholikers Frank Gallagher ist genauso asozial wie im Original, die Dialoge genauso rüde und wie in der Vorlage wartet gleich der Pilot mit Blowjobs unter Teenagern und Gesprächen über schwulen Analsex auf. Es ist wohl auch der Ausstrahlung beim Pay-TV-Kanal Showtime zu verdanken, dass die Macher hier nichts für den amerikanischen Markt bis zur Unkenntlichkeit abmildern mussten.



Vertauschte Rollen: Tochter Fiona (Emmy Rossum) muss auf ihren verantwortungslosen Vater Frank (William H. Macy) aufpassen

Die SchaupielerInnen mögen in der US-Version etwas besser aussehen als im Original, man muss aber auch anerkennen, dass sie ihre Rollen einfach sehr überzeugend verkörpern. William H. Macy ist die Idealbesetzung für den selbstsüchtigen, arbeitsscheuen Frank. Allein, wie er sich im Piloten lasziv von der neuen Waschmaschine schwingt, ist schon herrlich gespielt.

**EINE EINGESCHWORENE GEMEINSCHAFT**

Mittelpunkt der Serie ist aber ganz klar seine älteste Filmtochter Fiona, der Emmy Rossum eine bemerkenswerte Ausdrucksspanne von lebenslustiger junger Frau über besorgte Ersatzmutter bis beschämter Tochter verleiht. Auch die Darsteller der jüngeren Kinder können durchweg überzeugen, von Jeremy Allen Whites „Lip", der zwischen seiner schulischen Begabung und dem *street life* hin und her gerissen ist, bis zu Emma Kenney als gewitzter 10-jähriger Debbie.

Was an „Shameless" neben dem oft herrlich überdrehten Slapstickhumor vor allem überzeugt, ist das ungewöhnliche Setting. Die Gallaghers sind im Grunde ein Musterbeispiel für das, was die Gesellschaft eine asoziale Familie nennt: Kaum jemand arbeitet, der Vater trinkt, vernachlässigt seine Kinder und lebt von Sozialbetrug, die Mutter ist abgehauen, die Kinder klauen, etc. Trotzdem sind sie hochsympathisch, alles andere als dumm, halten zusammen, wenn es darauf ankommt und bilden, auch zusammen mit dem Nachbarpaar Veronica und Kevin, eine eingeschworene Gemeinschaft, wie man sie in der Mittelschicht wohl nur selten finden würde. Die US-Version findet meistens genau die richtige Balance zwischen hemmungslosem Humor, der ähnlich wie in anderen Showtime-Serien wie etwa „Californication" nicht mit sexuellen Späßen spart und alles andere als politisch korrekt ist, und leiseren, dramatischen Momenten. Die Autoren opfern nie ihre Charaktere für einen Gag, sondern schaffen es, dass die Zuschauer immer mit diesen lachen, nicht über sie. Und egal, wie weit jenseits von gesellschaftlichen Standards die Gallaghers auch sein mögen: unsere Sympathien bleiben immer auf ihrer Seite. So leistet die Serie ganz nebenbei auch noch so etwas wie das gesellschaftliche Bewusstsein für die soziale Lage der Unterschicht zu stärken.

Zwar fragten sich viele Fans britischer Serien nach eher misslungenen amerikanischen Adaptionen wie „Life on Mars" oder „Skins", warum US-Sender überhaupt auf britische Stoffe zurückgreifen müssen. Solange das Ergebnis aber so aussieht wie in diesem Fall, lässt man sich Adaptionen gerne gefallen. Zumindest für alle, die die britische Version nicht kennen, ist „Shameless" sicher einer der besten Neustarts der letzten Zeit.

**Die erste Staffel läuft seit dem 23. Januar montags um 21 Uhr 45 Uhr auf dem deutschen Fox Channel. Die zweite strahlt Showtime seit dem 8. Januar aus.**



Showrunner am Set: John Wells (M.) mit Cast- und Crewmitgliedern








„Mit *social comedy* kann man alle Arten von Geschichten erzählen": Paul Abbott (r.) im Gespräch mit Christian Munder

# „Ein Autor hat die Verpflichtung, soziale Realität zu reflektieren"

Auf der Cologne Conference sprach „Shameless"-Erfinder Paul Abbott über die US-Adaption seiner Serie, sein BBC-Drama „Exile" und die Unterschiede zwischen britischem und amerikanischem Seriengeschäft.

**Wie kam es dazu, dass Ihre britische Serie „Shameless" fürs US-Fernsehen adaptiert wurde?**

Die Idee hatte John Wells, der mir mit seiner Produktionsfirma ein Angebot machte. Ich hatte zwar noch Angebote von fünf anderen Studios, die teilweise auch wesentlich mehr Geld geboten haben. Aber Wells hatte die richtigen Argumente. Ich halte ihn auch für einen Meister der kommerziellen Fernsehproduktion. Er hat die US-Version so geschrieben, wie ich selbst sie geschrieben hätte. Wells wollte die Handlung nicht in einem Trailerpark in den Südstaaten spielen lassen, sondern mitten in Chicago. Das Haus der Gallaghers ist so, wie ich es mir gewünscht habe, die Zuschauer sollen denken: „Es mag da stinken und dreckig sein, aber ich würde gerne mit auf ihrem Sofa sitzen." Ziel ist es, das Publikum in die Subkultur der Unterschicht hinein zu ziehen, und dazu muss es sympathisch wirken. Die US-Version sieht insgesamt besser aus als das Original, glamouröser, aber die Macher haben Respekt vor dem Element der Armut. Am Anfang war ich sehr nervös, weil ich dachte: „Oh nein, jetzt muss ich alles noch mal machen." Aber die Ergebnisse sind sehr unterschiedlich, obwohl die Dialoge und die Einstellungen größtenteils gleich geblieben sind.

**Sind Sie stark in den Produktionsprozess der US-Version involviert gewesen?**

Ja, sehr stark. Ich habe 2010 sieben Monate in L.A. verbracht und habe mich während dieser Zeit hauptsächlich vor den großen Networks versteckt. Wenn die mitbekommen, dass man in der Stadt ist, schicken die einem plötzlich absurde Geschenke, Muffins für 100 Dollar und so Zeug.

**Sie haben ja viel Erfahrung mit Adaptionen Ihrer Arbeiten für den US-Markt: „Cracker", „State of Play", jetzt „Shameless". Das lief bei Showtime in Kombination mit der neuen Sitcom „Episodes", in der zwei bri-**

**tische Autoren ihre Erfolgsserie in die USA verkaufen. Finden Sie, die Herangehensweise der amerikanischen Produzenten wird da adäquat dargestellt, wo diese ja im Grunde die eingekaufte Serie bis zur Unkenntlichkeit verändern?**
Die Dinge, die in „Episodes“ gesagt werden, sind wahr, aber insgesamt ist es zu *cartoonish*. Deshalb finde ich die Show etwas langweilig. In der Realität gibt es eben immer auch positive Seiten, nicht nur die negativen.

**Im UK läuft „Shameless“ jetzt schon seit acht Jahren. Werden in zukünftigen Folgen die jüngsten sozialen Unruhen in Großbritannien eine Rolle spielen?**
Die werden wir definitiv in die Handlung einbringen. Das Tolle an der Art *social comedy*, die wir mit „Shameless“ machen, ist ja, dass man innerhalb dieses elastischen Rahmens alle Arten von Storys erzählen kann. Die Serie ist einerseits unheimlich vulgär und laut, aber erlaubt auf der anderen Seite auch, Kommentare zu sozialen Problemen abzugeben, zum Beispiel zum Zustand der Gefängnisse in Großbritannien. Meiner Meinung nach hat ein Autor die Verpflichtung, soziale Realität zu reflektieren. Aber sie muss in eine interessante Fiktion verpackt werden, sonst wären Sozialarbeiter die besten Autoren. Deshalb ist Drehbuchautor auch der beste Beruf der Welt, weil diese Möglichkeiten bestehen.

**Wie gehen Sie denn Ihre Bücher an? Trägt „Shameless“ autobiografische Züge?**
Ich komme selbst aus einer großen, chaotischen Familie. Der Schreibprozess ist bei mir immer total zufällig. Das ist vielleicht ein Unterschied zur Arbeitsweise bei US-Serien. In den USA gibt es großartige Autoren bei Serien wie „Mad Men“ oder „The Shield“, das ich noch etwas besser finde als „The Wire“. Aber ich will kein tolles Konzept befolgen müssen, wie ich schreiben soll. Ich möchte einfach alltägliche Geschichten wie unter dem Mikroskop betrachten. Ich liebe es, mich selbst zu überraschen, dann kann ich sicher sein, dass auch das Publikum überrascht sein wird. Bei „State of Play“ wusste ich zum Beispiel bei der ersten Episode überhaupt nicht, wo das ganze hinführen soll.

**Anders als in vielen Mainstreamserien haben Ihre Bücher immer mehrere Ebenen, man kann als Zuschauer im Hintergrund viele zusätzliche Details entdecken, die mit der Haupthandlung nicht unbedingt zu tun haben.**
Viele TV-Drehbücher wirken unnötigerweise wie industriell gefertigt. Deshalb finde ich es auch besser, nur 12 Epsioden im Jahr zu machen als 22. Ich habe schon bei der Soap „Coronation Street“, meiner ersten Arbeit fürs Fernsehen, Subtexte in die Bücher reingezwungen. Manche Regisseure haben Probleme mit Büchern, die viele Schichten haben. Ein schlechter Regisseur, dessen Namen ich jetzt nicht nennen will, hat mal zu mir gesagt: „Ihr Buch hatte ja sieben verschiedene Ebenen, ich habe erst einmal drei rausgestrichen.“ Dabei macht das Verfilmen solcher Bücher gar nicht mehr Arbeit, die Anzahl der Szenen bleibt ja gleich. Bespielsweise hat „State of Play“ auch gar keine besonders intellektuelle Story. Es ging nur darum, die Recherche des Journalisten glaubwürdig zu machen, wie er von einem Befragten zum nächsten gelangt. Das machte das Buch so komplex.

**Wollten Sie schon als Kind später einmal Autor werden?**
Überhaupt nicht. Ich habe zwar mit 15 angefangen zu schreiben, wusste aber damals noch gar nicht, dass es das auch als Beruf gibt. Damals wollte ich Chirurg werden und Menschen in Afrika helfen. Dann habe ich als Jugendlicher einen Literaturwettbewerb gewonnen, das fühlte sich gut an, plötzlich nicht mehr der Dritte oder so zu sein, sondern der Erste. Der Job hat also sozusagen mich gefunden, nicht umgekehrt.

**Woher nehmen Sie die Inspiration für Ihre Arbeiten?**
Dazu reicht es im Grunde, im Restaurant oder in der U-Bahn die Augen offen zu halten. Durch aufmerksame Beobachtung kann man viel mehr über Charaktere lernen, als wenn man sich zu Hause vor einem Blatt Papier den Kopf zerbricht. Ich beobachte etwa ein Paar in einem Lokal und weiß gleich, wie der eine Partner als nächstes reagieren wird. Wichtig fürs Schreiben von Figuren ist, ihnen eine zusätzliche Ebene zu verpassen. Jeder Mensch hat ja mindestens drei Seiten gleichzeitig in sich, deshalb lassen Sie als Autor eine Figur erst einmal lächeln, bevor sie zuschlägt. Oder nehmen Sie einen Koch, der auffallend schön ist. Dann ist den Zuschauern gleich klar, dass er nicht für diesen Beruf geboren wurde, dass er wahrscheinlich früher einmal etwas anderes gemacht hat. Das gibt ihm gleich einen interessanten Background, egal ob sie den später erklären oder nicht.

**Wie gestaltet sich die Zusammenarbeit zwischen Ihnen als Chefautor und den anderen Autoren, die für einzelne Episoden schreiben? Und läuft das in Großbritannien anders ab als in den USA?**
Wir betreiben ja inzwischen ein eigenes *writer's studio*. Da herrscht eine richtig häusliche Atmosphäre, die Autoren arbeiten unter einem Dach, wir haben einen Koch und einen Hausmeister. Im Grunde bilden wir die Leute aus und wenn sie richtig gut sind, werden sie von anderen Studios abgeworben (lacht). In Amerika läuft das viel industrieller ab, da sitzen wirklich alle Autoren zusammen in einem Raum. Bei jungen Autoren ist es wichtig, dass du ihre Fehler mit ihnen diskutierst. Du musst die Autoren verbessern, nicht ihre Bücher, sonst machst du das bis zu ihrer Rente.

**Bringen Sie sich als Autor auch in die Dreharbeiten ein?**
Ich gehe nur für zehn Minuten ans Set. Ich weiß ja, was da passieren wird, denn es hat mich genug Zeit gekostet, diese Szenen zu schreiben. Wieso sollte ich dann noch die Arbeit der Leute am Set machen? Dann müsste ich auch dafür bezahlt werden.





**In Ihrer neuen Miniserie „Exile“ steht wieder ein Journalist im Mittelpunkt (den wieder John Simm spielt), wie schon in „State of Play“. Woher kommt Ihre starke Faszination für diese Berufsgruppe?**
TV-Verantwortliche hassen Journalisten. Bei „State of Play“ ging es ursprünglich gar nicht um einen Reporter, sondern um zwei Freunde, den Journalisten habe ich erst später hinzugefügt. Sie bieten deshalb so ein faszinierendes Sujet für Dramen, weil sie bei ihrer Arbeit keinen formalen Regeln unterliegen. Wenn man selbst nie einer gewesen ist, schreibt man Journalistenfiguren besser. Dafür hatten Daniel Brocklehurst, der die Bücher für „Exile“ nach meiner Idee geschrieben hat, und ich beide Probleme mit unseren Vätern, so wie unsere Hauptfigur.

**Haben die Budgetkürzungen bei der BBC auch Auswirkungen auf Ihre Arbeit?**
Es ist in den acht Jahren seit „State of Play“ auf jeden Fall härter geworden, diese Art langsam erzählter Dramen durchzusetzen. Ich finde aber, es ist die Aufgabe von TV-Machern, dem Publikum etwas zu zeigen, das es noch nicht kennt.

**Gibt es eigentlich schon Anfragen aus den USA, auch „Exile“ zu adaptieren?**
Es gibt Interessenten, aber die Beweggründe müssen stimmen. In den USA herrscht großer Appetit auf gute Stoffe, aber das ist kein Grund, sich zu prostituieren.

Der Gesprächstext ist eine Kompilation aus einer Publikumsdiskussion und einem von Christian Munder moderierten Werkstattgespräch auf der Cologne Conference Ende September.


Nicht auf den Kopf gefallen: die jüngste Tochter Debbie mit Geschwistern


Familienleben à la Gallaghers: Frank an seinem Lieblingsplatz mit sorgender Tochter


Faszinierendes Sujet: In „Exile“ spielt John Simm (r., mit Jim Broadbent) wieder einen Journalisten


Erste Wahl für die Hauptrolle: Kate Winslet als „Mildred Pierce“

# „Ich bekomme nicht viele Angebote aus Hollywood“

Todd Haynes war bisher durch seine vom Independentkino geprägten Spielfilme wie dem Melodram „Far from Heaven“ (2002) und der ungewöhnlichen Annäherung an Bob Dylan „I'm Not There“ (2007) bekannt. Bei „Mildred Pierce“ hat der Regisseur zum ersten Mal fürs Fernsehen gearbeitet. Die fünfteilige HBO-Miniserie mit Kate Winslet als schicksalsgebeutelte Mutter in den 1940er Jahren gewann vergangenes Jahr zwei Emmys, im März läuft sie bei TNT Serie. Auf der Cologne Conference sprach Haynes in einem Werkstattgespräch über seinen Einstieg ins TV-Geschäft, seine Anfänge als Filmemacher und seine Vorliebe fürs klassische Melodram.

**Wieso haben Sie als Ihre erste Fernseharbeit ausgerechnet einen Roman aus den 40er Jahren adaptiert, der seinerzeit ja schon einmal mit Joan Crawford fürs Kino verfilmt worden ist?**
Der Roman von James M. Cain hat durchaus viele aktuelle Bezüge zu unserer derzeitigen Finanzkrise. Hinzu kam, dass HBO mit seinen Serien normalerweise eher ein männliches Publikum anspricht – „True Blood“ stellt da eine Ausnahme dar –, Konkurrent Showtime eher ein weibliches. HBO wollte dessen ganzen Serien wie „United States of Tara“ oder „The Big C“ etwas entgegensetzen. Für Filmemacher ist es natürlich reizvoll, für Kabelsender zu arbeiten, weil die nicht so stark auf die Quoten schielen. Im Mainstreamkino dreht sich ja alles um das Box-Office-Ergebnis. Deshalb bekomme ich auch nicht viele Angebote von Hollywood-Studios, weil ich einen Ruf als Independent-Filmemacher habe.

**Sie haben in „Mildred Pierce“ eine sehr prominente Besetzung. Wie sind sie dabei vorgegangen?**
Kate Winslet war meine erste Wahl für die Hauptrolle, ich hatte sie schon während der Vorproduktion im Kopf. Ich hatte sie gerade in „Der Vorleser“ gesehen. Sie hat einen sehr körperlichen Ansatz bei ihrer Arbeit. Für eine Szene, in der sie ein Huhn ausnehmen musste, ließ sie sich mehrere Hühner zum Üben ins Haus schicken. Evan Rachel Wood fand ich schon toll, seit ich sie in der Familienserie „Once and Again“ (1999–2002, Anm. d. Red.) gesehen habe, wo sie noch im Teenageralter war.

**Woher kommt ihr Interesse an starken Frauenfiguren?**
Der erste Film, den ich mit drei Jahren gesehen habe, war „Mary Poppins“. Der hat einen so großen Eindruck bei mir hinterlassen, dass ich diese Erfahrung unbedingt in meiner Arbeit wiederholen wollte.

**Sie haben schon während der High School mit dem Filmemachen angefangen.**
Ja, mein erstes Projekt habe ich damals auf Super 8 gedreht, einen Kurzfilm namens „The Suicide“ über einen Teenager, der sich umbringen will. Das Buch dafür habe ich mit verschiedenfarbigen Stiften geschrieben, jede Farbe stand für ein anderes Element der Handlung. Auch in meinen späteren Filmen laufen immer wieder verschiedene Fäden zusammen. Etwas später habe ich den 43-minütigen Film „Superstar“ über die Sängerin Karen Carpenter gemacht – mit Barbiepuppen. Trotz dieses äußerlich recht experimentell wirkenden Ansatzes war der Film stark an traditionellen Erzählmodellen orientiert, nur halt mit Puppen statt mit Schauspielern. Wegen eines Rechtsstreits um die Musik ist der Film offiziell verboten, aber ich glaube, bei YouTube findet man ihn doch.

**Sie haben eine starke Vorliebe für das klassische Melodram. „Far from Heaven“ wurde oft mit den Werken des Altmeisters Douglas Sirk verglichen.**
Tatsächlich habe ich Sirk während meines Studiums am College getroffen. Ich versuche, sehr loyal gegenüber der Art zu sein, wie in den 50ern Melodramen inszeniert wurden. Wobei „Mildred Pierce“ sicher naturalistischer ist als „Far from Heaven“.

**Was können wir als nächstes von Ihnen erwarten?**
Mein nächstes Projekt mache ich wieder gemeinsam mit Jon Raymond, meinem Co-Autor bei „Mildred“. Es wird darin um konservative Politik in den USA und um diese stark rechts geprägten Talk-Radio-Shows gehen, die bei uns sehr populär sind. Ich hoffe, das gibt mir Gelegenheit zu verstehen, was zurzeit in meinem Land politisch passiert.

Mitschrift des von Sam Davis moderierten Werkstattgesprächs bei der Cologne Conference Ende September.

**„Mildred Pierce“ läuft ab dem 4. März sonntags um 20 Uhr 15 bei TNT Serie.**



In Douglas Sirks Fußstapfen: Todd Haynes

Das unentdeckte Meisterwerk

# Der Blick durchs Guckloch

Die „Fahnder"-Folge „Bis ans Ende der Nacht" ist ein hoch verdichtetes Geiseldrama in 45 Minuten. Dominik Graf und Rolf Basedow erzählen darin von ungewöhnlichen Allianzen und den zwei Gesichtern eines Ministerialbeamten.

Die Handlung wirft uns mitten hinein ins Rotlichtmilieu. Faber sucht den Zuhälter Girtler in dessen Bordell auf, um ihn nach seinen Geschäftspraktiken mit Thai-Mädchen zu fragen. Danach legt er ihm noch einige Fotos von vermisst gemeldeten Mädchen vor, eines davon hat das bezaubernde Gesicht der jungen Meret Becker. Als aus dem Nebenzimmer Peitschenhiebe und lautes Stöhnen herüberdringen, beginnt Girtler, über seine Kunden zu klagen, die zunehmend schon in jüngerem Alter auf immer härtere Praktiken abfahren, vor allem wenn es sich um Männer in wichtigen Positionen handelt: Richter, hohe Polizeibeamte. „Willst du mal sehen, vielleicht kennst du den?", fragt er den Fahnder. Faber guckt durch ein Loch in der Wand ins Nebenzimmer, wir sehen nur sein Auge, nicht das, was er sieht. Aber es ist offensichtlich: Er kennt diesen Freier, der sich nebenan auspeitschen lässt. Den Zuhälter Girtler spielt ausgerechnet Klaus Lemke, einer der letzten wirklichen Independentfilmer Deutschlands, der seit 40 Jahren in Filmen wie „Rocker" (1971) vom harten Leben auf der Straße erzählt. Eines von Dominik Grafs großartigen Besetzungsmanövern. Vor und zwischen seinen großen Thrillern fürs Kino „Die Katze" (1987) und „Die Sieger" (1994) inszenierte Graf ein gutes Dutzend Folgen für die langlebige ARD-Vorabendserie „Der Fahnder" (1984-2005). Einige dieser 45-Minüter sind große Dramen in verdichteter Form. In Episoden wie „Über dem Abgrund" (1986) und „Nachtwache" (1993) nahmen Graf und seine Drehbuchautoren Motive vorweg, die sie später in längeren Filmen weiter entwickelten: die Begegnung eines Polizisten mit einem seit Jahren für tot gehaltenen Kollegen taucht in „Die Sieger" wieder auf, die einsame Zeugin, der sich der Bewacher seelenverwandt fühlt, im „Polizeiruf" „Der scharlachrote Engel" (2003). Auch erprobte Graf beim „Fahnder" die Zusammenarbeit sowohl mit Schauspielern wie Hannes Jaenikke oder Peter Lohmeyer als auch mit späteren Stammautoren wie Günter Schütter oder Rolf Basedow. Von Basedow stammt auch das Buch zu „Bis ans Ende der Nacht" (1990).

## Einer gegen den Polizeiapparat

Der Film erzählt von zwei verlorenen Seelen, der Tochter aus gutem Hause Nadine (Meret Becker) und dem Kleinganoven Sigi Schmidt (Heinz Hoenig). Erstere, von zu Hause abgehauen, findet Faber kurz nach seinem dienstlichen Bordellbesuch auf einer Party. Letzteren nimmt Streifenpolizist Otto (Dieter Pfaff) nach einem versuchten Autoklau fest. Einen Moment der Unachtsamkeit nutzt Schmidt im „Aquarium", der Baracke auf dem Hof des Polizeireviers, um eine Pistole an sich zu reißen. Er nimmt Faber und Nadine als Geiseln. Seine Forderung ist ungewöhnlich: Er will, dass seine Frau zu ihm zurückkehrt. Während draußen der Polizeiapparat inklusive SEK-Aufmarsch und Einmischung vom Innenministerium anläuft, versucht Faber drinnen, die Lage unter Kontrolle zu behalten. In dem Mann vom Ministerium namens Guten (Heinrich Schafmeister), der das Kommando an sich reißt, erkennt er ausgerechnet den Mann aus dem Bordellzimmer. Und dessen Bild arbeitet noch immer in ihm. Basedow braucht übrigens keinen Dialogsatz, um das Wiedererkennen zu verdeutlichen, geschickte Zwischenschnitte von Fabers Blick durch das Guckloch, mit Stöhnen unterlegt, genügen.

Je weiter die Zeit voranschreitet, desto mehr verbündet sich Nadine, die frustrierte Reichentochter, mit Sigi, dem armen Loser. Einmal küsst sie ihn gar unvermittelt. Sigis Frau (Despina Pajanou, ab 1994 in „Doppelter Einsatz" zum RTL-Serienstar geworden) ist von der Situation überfordert, flüchtet in Tränen vom Tatort und wird dabei von einem Auto überfahren. Eine neue Herausforderung für die Polizisten, darf Sigi doch nichts davon erfahren. Guten hat nur ein Ziel: die Geiselnahme vor Ort zu beenden, mit einem gezielten Schuss. Faber will hingegen, dass alle überleben, auch der fehlgeleitete Sigi.

Mit der jungen Meret Becker, nicht nur einer der attraktivsten, sondern auch einer der besten deutschen Schauspielerinnen ihrer Generation, und Heinz Hoenig hat der Film gleich zwei hervorragende Episoden-Hauptdarsteller. Becker wirkt gleichermaßen verletzlich wie hemmungslos, aber nie als typisches Opfer. Hoenig spielt seinen Geiselnehmer aus Verzweiflung wie ein deutscher Robert De Niro: mal ängstlich fordernd, mal mit irrem Blick, dann wieder ganz menschlich und mitleiderregend. Beide Schauspieler waren wenig später auch in Grafs „Die Sieger" zu sehen, Hoenig spielte bereits 1987 einen Geiselnehmer in „Die Katze". Bei Graf durfte Hoenig aufblühen, wie so viele deutsche TV-Darsteller, zu denen anderen Regisseuren meist nichts einfällt. Ebenso Klaus Wennemann, der dritte große Hauptdarsteller der Folge, der den Faber hier ganz unterspielt gibt, ohne große Gesten, aber zutiefst menschlich. Kein abgestumpfter Beamter, sondern ein einfacher Mann mit einem Sinn für Gerechtigkeit, der Machtspiele zutiefst verabscheut.

## Die Grenzen verlaufen nicht zwischen Polizei und Gangster

Basedow erzählt seine Geschichte hoch verdichtet, fast in Echtzeit und über eine weite Strecke auch in Einheit aus Zeit und Raum. Von den Plänen der Einsatzleitung erfahren wir fast ausschließlich über den Funkverkehr der Polizei, eines von Grafs Lieblingsstilmitteln, das er in den meisten seiner Polizeifilme einsetzt. Da überrascht es dann nicht mehr, dass Graf selbst dem Einsatzleiter seine Stimme leiht. Auch an der Filmmusik hat er mitgeschrieben (zusammen mit Helmut Spanner), wie bei vielen seiner Werke. Basedow, der vorher als Cutter gearbeitet hatte (auch schon an Graf-Filmen), übernahm noch einmal den Schnitt, Regieassistenz hatte mit Caroline Link immerhin eine spätere Oscar-Preisträgerin.

Wie in jedem guten Krimidrama verlaufen die Grenzen zwischen Gut und Böse hier nicht zwischen der Polizei und dem Gangster. Die Sympathie des Zuschauers dürfte schon bald ähnlich verteilt sein wie die von Faber. Der Film endet mit einem beeindruckenden Bild, einem Koffer voll brennendem Geld, und einem noch beeindruckenderen Satz von Faber über Guten, den Ministerialbeamten mit den zwei Gesichtern: „Wie ich ihn da draußen gesehen habe und wusste, dass er der Mann ist, der den Befehl zum Schießen gibt, da war er auf einmal auch mein Feind." Solche Sätze sagen Polizisten sonst nicht in deutschen TV-Krimis, aber in Fernsehfilmen von Graf und Basedow hört man solche ungewöhnlichen Dialoge immer wieder. Am Ende mag der hohe Beamte den kleinen Faber zurechtweisen, aber es ist trotzdem klar, wer als Sieger aus ihrem Duell hervorgegangen ist.

***Marcus Kirzynowski***

**Die Folge ist auf der vierten Staffelbox von „Der Fahnder" bei Universal erschienen.**



Ungleiches Gespann: Der frühere Sklavenhalter Cullen Bohannon (Anson Mount) und Ex-Sklave Elam Ferguson (Common) treiben den Schienenweg voran

# Gewalt und Zivilisierung

**AMC hat endlich wieder eine Westernserie ins US-Fernsehen gebracht: „Hell on Wheels“ erzählt von der Erschließung des Kontinents durch den Eisenbahnbau und dem schwierigen Erbe des amerikanischen Bürgerkriegs.**

Die erste Szene: Ein Mann legt in einer Kirche die Beichte ab, aber sein Gegenüber auf der anderen Seite des Beichtstuhls ist kein Mann Gottes. Dieser Cullen Bohannon hat eine ganz andere, unchristliche Mission: Rache. Rache an den Männern, die im amerikanischen Bürgerkrieg seine Frau getötet haben. Nachdem der Gläubige ihm eine Spur geliefert hat, erschießt Bohannon ihn kurzerhand. Die Spur führt den ehemaligen Südstaaten-Soldaten – wir befinden uns kurz nach Kriegsende – nach Hell on Wheels, einer Zeltstadt, die die Baustelle der transkontinentalen Eisenbahnlinie der Union Pacific begleitet.

Selten genug startet in den USA eine neue Westernserie, umso größer war die Vorfreude auf das Anfang November auf Sendung gegangene „Hell on Wheels“ des seit einigen Jahren für seine anspruchsvollen Eigenproduktionen bekannten Kabelsenders AMC. Und die Auftaktfolge fiel durchaus viel versprechend aus. Die folgenden Episoden konnten jedoch dieses Versprechen bisher nicht wirklich einlösen.

Von der technischen Seite her ist die Show fast perfekt. Set Design und Kostüme wirken authentisch und detailverliebt, als Zuschauer kann man den Schlamm unter den Stiefeln förmlich spüren. Die Landschaftsbilder sind beeindruckend, erinnern eher an zeitgenössische Kinowestern wie „Erbarmungslos“ oder „True Grit“ als an Genreserien früherer Zeiten. Da „Hell on Wheels“ anders als die meisten



US-amerikanischen Kabelserien, anders auch als die besten AMC-Shows wie „Mad Men“ oder „Rubicon“, nicht überwiegend in Innenräumen spielt, wirkt die ganze Inszenierung sehr filmisch, fast schon wie in Cinemascope. Was dem Genre durchaus angemessen ist, denn was wären die klassischen Westernerzählungen ohne die unendliche Weite der Wüste oder das Leuchten des Himmels?

Auch inhaltlich erfinden die Serienschöpfer Joe und Tony Gayton den Western nicht neu. Ihre Erzählung ist aus allerlei hinlänglich bekannten Versatzstücken zusammengezimmert, was zunächst einmal nicht schlecht sein muss, ist doch der Western wahrscheinlich das Genre mit den meisten archetypischen Figuren und Topoi. So stoßen wir bereits im Piloten auf hilflos-naive Siedler, todbringende „wilde“ Indianer, den Widerstreit zwischen Zivilisationsbemühungen und Sündenpfuhl und natürlich reichlich Männer mit dunklen Geheimnissen. Das mag alles nicht originell sein, bietet aber genügend Stoff, um zu einer packenden Geschichte ausgebaut zu werden. Für das Fortschreiten der Zivilisation steht zunächst einmal der Bau der Eisenbahn selbst. Aber auch die Versuche, die vormaligen Bürgerkriegsparteien zu versöhnen, auf der gewaltsamen Vergangenheit eine gemeinsame friedliche Nation aufzubauen. Dass die gleich wieder den nächsten blutigen Krieg anzettelt, diesmal gegen die Ureinwohner, durch deren Gebiete die Bahnstrecken gebaut werden sollen, ist fast schon eine Ironie der Geschichte.

## DIE GEISTER DER VERGANGENHEIT

Cullen Bohannon, die Figur, die im Mittelpunkt der Handlung steht, trägt den Kampf zwischen Gewalt und Zivilisierung quasi in sich selbst aus. Einerseits ist er ein Mann der Vergangenheit, selbst ehemaliger Sklavenhalter, der auf der Seite des Südens für den Erhalt der alten Gesellschaft gekämpft hat. Auf der anderen Seite wird er ausgerechnet zum Vorarbeiter eines Trupps schwarzer Arbeiter ernannt. Und identifiziert sich, wie Showrunner Joe Gayton in einem Interview für *hitfix.com* verriet, zunehmend mit dem Bau der Bahnstrecke und versucht, ein anderer Mensch zu werden. Wobei ihm doch immer wieder die Geister der Vergangenheit in den Weg kommen.

Hauptdarsteller Anson Mount erinnert mit seinem Vollbart ein wenig an Viggo Mortensen in „The Road“ (2010), überzeugt aber durchaus in seiner archetypischen Rolle als schweigsamer Rächer. Als Thomas Durant ist Colm Meaney nach „Star Trek“ endlich einmal wieder in einer Serienrolle zu sehen – diesmal gibt er den Bösewicht hinter großbürgerlicher Fassade. Die Figur des Unternehmers, der den Bau der Bahnstrecke ohne Rücksicht



Versucht, ein anderer Mensch zu werden: Cullen Bohannon



Ein Mann mit zweifelhafter Moral: Thomas Durant (Colm Meaney)



Eine starke Frau fernab der Großstadt: Lily Bell (Dominique McElligott)



Ein Schwarzer hat es im Westen nicht leicht: Elam Ferguson


Ein Mann und sein Pferd: Bohannon eilt zur Rettung

auf Verluste vorantreibt, basiert auf einem historischen Vorbild. Die Autoren haben sich aber bei ihm viele kreative Freiheiten gelassen, da der echte Durant hauptsächlich in New York und Washington die geschäftliche Seite seines Vorhabens betreute. In der Serie überwacht er hingegen persönlich das Fortschreiten der Arbeiten. Dabei nutzt er jede gesetzliche und moralische Lücke, die sich ihm bietet. Diesen unbedingten Willen, sein Vorhaben gegen alle Widerstände zu verwirklichen, haben die Autoren nach Aussage Tony Gaytons wiederum dem echten Durant nachempfunden.

Zu den weiteren Hauptfiguren zählt Lily Bell (Dominique McElligott), die Witwe eines Streckenplaners, der in der ersten Folge brutal von Indianern getötet wird. Sie wirkt mit ihrer distinguierten Schönheit zunächst fehl am Platz, beweist aber schnell, dass sie sich durchaus im rauen Westen zu behaupten weiß. Interessant ist der Ansatz, mit Elam Ferguson, einem von dem Rapper Common gespielten ehemaligen Sklaven, eine schwarze Hauptfigur einzuführen. Die gesellschaftliche Position dieser Ethnie bleibt sonst im Genre zwischen all den Cowboys-and-Indians-Konflikten meist unbeleuchtet. Schauspielerisch kann der Musiker bisher aber noch nicht richtig überzeugen und auch die Beziehung zwischen dem befreiten Sklaven und dem ehemaligen Sklavenhalter Bohannon wirkt sehr unentschlossen: Mal retten sie sich das Leben, mal lassen sie sich ohne ersichtlichen Grund auf einen brutalen Faustkampf ein. Überhaupt ist Charakterentwicklung bislang nicht gerade eine Stärke der Serie.

### EIN BRUTALES MILIEU

Woran es hingegen nicht mangelt, ist (ein bisschen) Sex und (viel) Gewalt. Bereits im Piloten werden Hälse in Großaufnahme von Pfeilen durchstochen, Männern bei lebendigem Leib der Skalp abgetrennt (das alles übrigens in den USA ab 14 Jahren freigegeben). Das reicht quantitativ schon an die Gewaltdarstellungen in HBO-Serien wie „Rome“ oder „The Sopranos“ heran, die in vergleichbar brutalen Milieus spielen.

In späteren Staffeln wollen die Showrunner den Wettlauf zwischen der Union Pacific und der konkurrierenden Eisenbahngesellschaft Central Pacific in den Mittelpunkt rücken. Der sollte laut der Gayton-Brüder von Anfang an Teil des Konzepts sein, wurde aber aus Budgetgründen und um die ersten zehn Fogen inhaltlich nicht zu überfrachten, zunächst ausgeklammert. Ebenso wie die chinesischen Arbeiter, die maßgeblich am Bau der transkontinentalen Schienenwege beteiligt waren. Ob sich „Hell on Wheels“ dauerhaft etablieren kann, bleibt aber abzuwarten. Nach hervorragenden Quoten beim Piloten ging das Zuschauerinteresse in den folgenden Wochen deutlich zurück. Dennoch hat AMC inzwischen eine zweite Staffel in Auftrag gegeben. Die müsste sich aber inhaltlich noch steigern, um an den Erfolg anderer Eigenproduktionen des Senders anzuknüpfen. Bisher kann die Serie zwar mit großartigen Bildern, einer authentischen Atmosphäre und stimmungsvoller Musik überzeugen, aber noch nicht mit einer packenden Geschichte oder faszinierenden Charakteren.

***Marcus Kirzynowski***







Gnade für unheilbar kranke Patienten: Dr. Jack Kevorkian (Al Pacino) und sein Mitstreiter Neal (John Goodman) eröffnen eine Euthanasieklinik

# Dr. Death

Al Pacino brilliert als Arzt im Kampf für die Sterbehilfe im HBO-Film „You don’t know Jack“

Dr. Jack Kevorkian beteuert immer wieder, es sei das Mitgefühl mit seinen unheilbar kranken Patienten, das ihn antreibe. Ob er aber auch zu Liebe fähig sei, fragt ihn seine Mitstreiterin Janet auf ihrem eigenen Sterbebett. Eine gute Frage, denn dieser Arzt im (Un-)Ruhestand ist ein Einzelkämpfer, auch ein fürchterlicher Dickkopf, der sich durch nichts und niemanden von seinem einmal als richtig erkannten Weg abbringen lässt. Auch wenn er seine eigene Freiheit durch das Praktizieren von Sterbehilfe wiederholt aufs Spiel setzt.

2010 verfilmte Barry Levinson („Rain Man“) für HBO die wahre Geschichte des US-Mediziners, der in den 1990er Jahren in der Öffentlichkeit und vor Gericht für das Recht auf ein selbstbestimmtes Sterben kämpfte. Nach ersten Rückschlägen mit einer selbst entwickelten Apparatur, die es gelähmten Patienten ermöglichen soll, sich selbst eine Giftinfusion zuzuführen, wird Kevorkian zur letzten Hoffnung vieler Schwerstkranker, die nur noch ein Wunsch antreibt: endlich zu sterben, um Schmerz und Leid zu entkommen. Für viele andere – christliche Gruppen, Politiker, Staatsanwälte – ist er hingegen schlicht ein Mörder. Die Medien nennen ihn schon bald „Dr. Death“.

Dank eines versierten Anwalts kann Kevorkian immer wieder Anklagen vor Gericht niederschlagen. Bis er einen Schritt zu weit geht: Um einen Präzedenzfall zu schaffen, wechselt er zur aktiven Sterbehilfe. Seine Hybris wird ihm schließlich zum Verhängnis.

Levinson wertet in seinem Film nicht, überlässt es den Zuschauern, sich selbst eine Meinung zu dem kontroversen Thema zu bilden. Das fällt nicht leicht, denn so unzweifelhaft selbstlos Kevorkians Motive sind, so halsstarrig und überheblich wirkt er als Mensch. Es ist kein Sympathieträger, den Al Pacino hier, brilliant wie eh und je, verkörpert, sondern ein einsamer und eigenbrötlerischer Mann, geprägt durch den Völkermord an den Armeniern, den seine Eltern überlebt haben. Im Laufe des Films wird es um ihn herum immer einsamer, wenn mehrere seiner wenigen Vertrauten sterben.

Erzählt wird die Geschichte im typischen semidokumentarischen Biopic-Stil. Das ist nicht immer spannend, über eine Laufzeit von gut 130 Minuten manchmal auch quälend langatmig. Wirklich mitfühlen kann man mit dem Protagonisten nur selten, in leiseren Momenten wie dem eingangs beschriebenen – und gegen Ende, wenn er sich im Gerichtsverfahren als sein eigener Verteidiger zusehends in die Ecke manövriert.

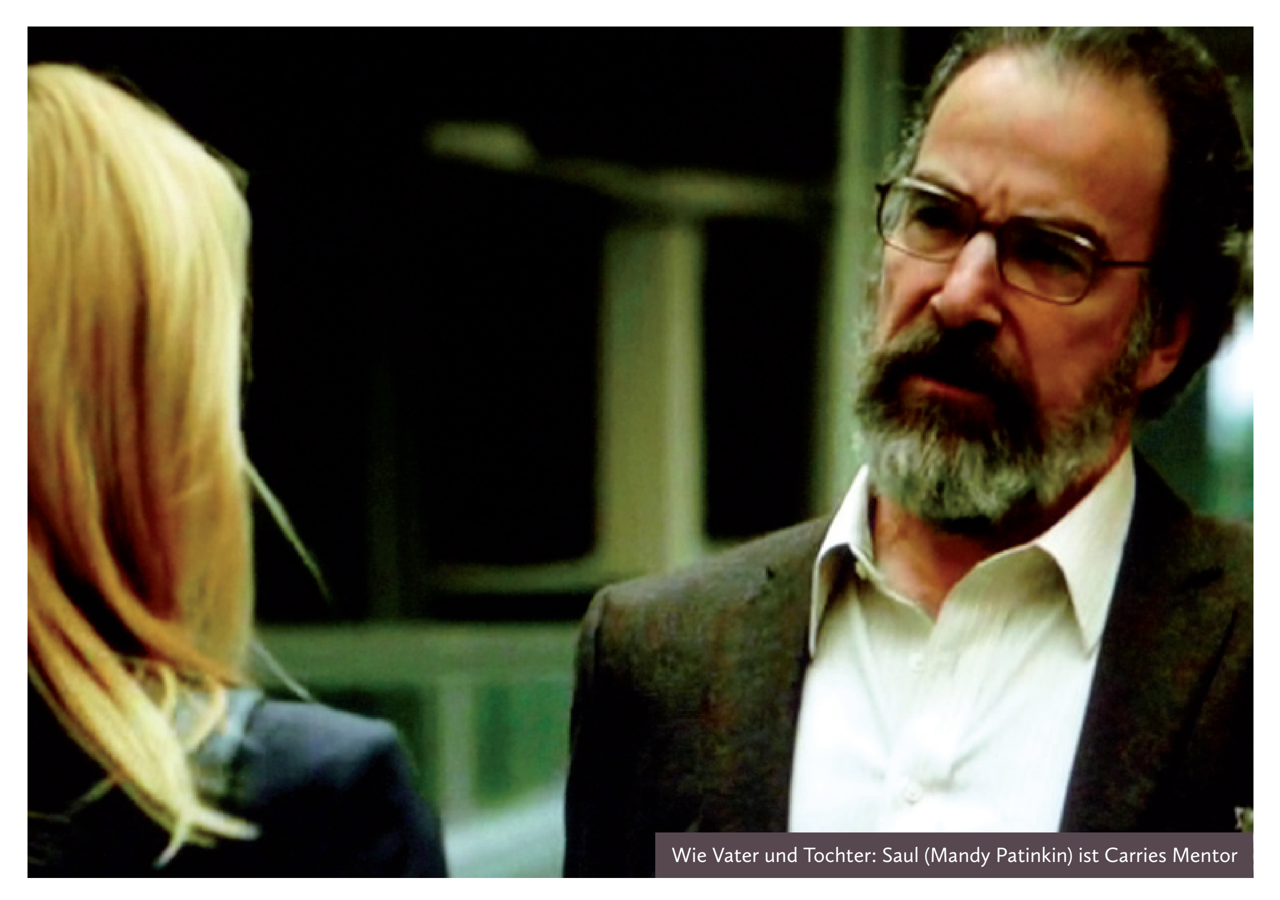
HBO hat seinen Film prominent besetzt, mit Filmschauspielern wie Susan Sarandon und John Goodman. Aber zweifellos ist es Al Pacino, der ihn fast im Alleingang trägt. Der Ausnahmeschauspieler mag alt geworden sein, hat aber nichts von seiner darstellerischen Eindringlichkeit verloren. TV-Filme wie diesen bekommt man im deutschen Fernsehen nur sehr selten zu sehen: Für unsere Privatsender sind sie zu schwerer Stoff, während ARD und ZDF bei gesellschaftlich vergleichbar brisanten Themen lieber gleich die Antworten mitliefern. Umso wichtiger, dass mit TNT Film zumindest ein Pay-TV-Sender solche anspruchsvollen US-Fernsehproduktionen ins Programm nimmt. ***kir***

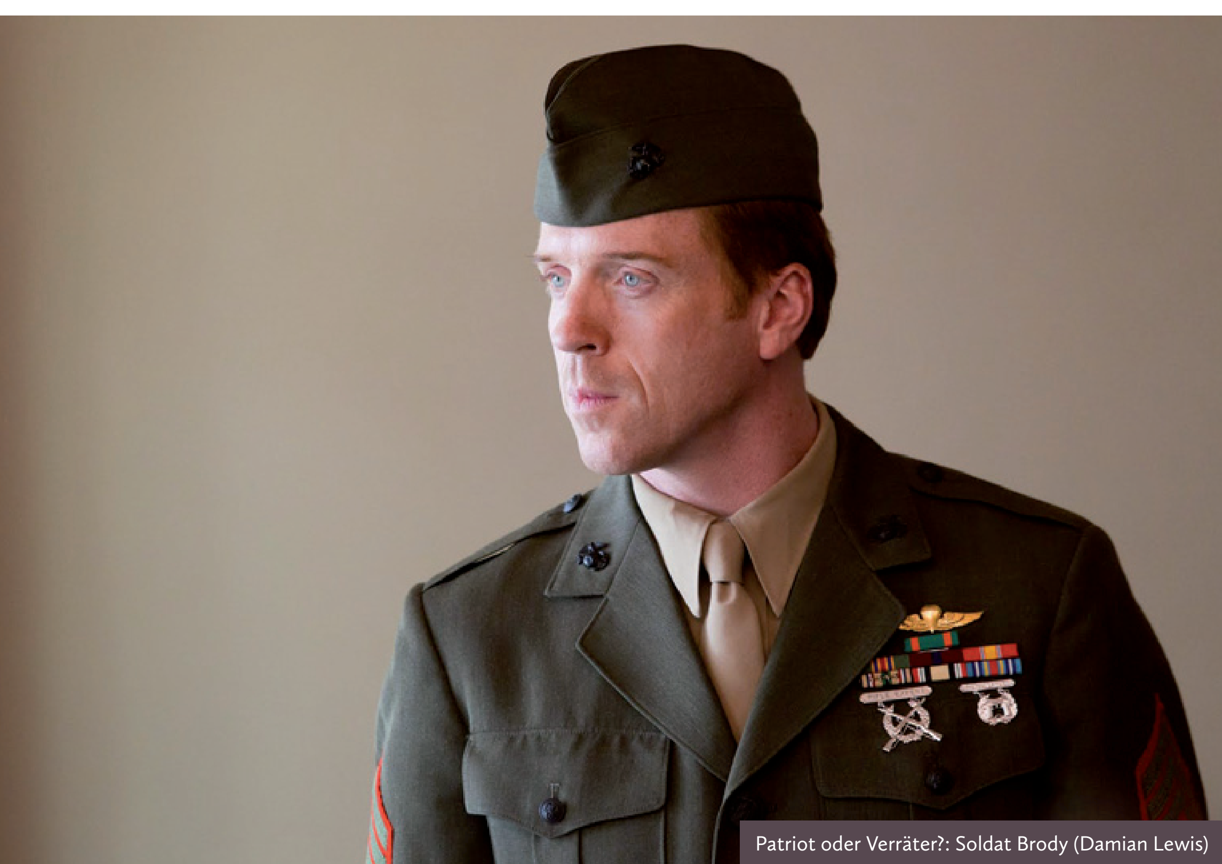
**Am 30. März um 20 Uhr 15 bei TNT Film.**



# Der Feind im Inneren

„Homeland“ ist der mit Abstand beste Neustart der US-Seriensaison. Mit dem Drama um einen Irakkrieg-Rückkehrer und eine CIA-Agentin liefern die „24“-Produzenten die ultimative Post-9/11-Serie ab.


Wie Vater und Tochter: Saul (Mandy Patinkin) ist Carries Mentor


Patriot oder Verräter?: Soldat Brody (Damian Lewis)



Der Vorspann von „Homeland" gibt bereits den Grundton der Serie vor: So fragmentarisch und disparat dessen Bilder und Töne wirken, so unklar ist das Gesamtbild der darauf folgenden Handlung. Begleitet von einem wild improvisierten Jazzstück sehen wir sowohl Jugendfotos der Hauptfigur als auch Ausschnitte aus Fernsehansprachen von US-Präsidenten der vergangenen 20 Jahre. Auf der Tonspur mischen sich Dialogfetzen aus der Pilotfolge und die Statements der Staatschefs zum „War on terror" unter die jazzige Musik. Und zwischendrin steht die CIA-Agentin Carrie immer wieder verloren in einem Labyrinth, verkleidet mit einer Tiermaske.
So avantgardistisch das Intro der im Oktober gestarteten neuen Showtime-Serie daherkommt, so konventionell beginnt zunächst ihre Handlung: Carrie Mathison (Claire Danes), die sich wegen eines Fehlers in der Vergangenheit eine Mitschuld an den Anschlägen des 11. September 2001 gibt, ist als Einzige misstrauisch, als der längst für tot erklärte US-Soldat Nick Brody (Damian Lewis) nach achtjähriger Gefangenschaft aus dem Irak zurückkehrt. Besessen davon, ihren Fehler nicht zu wiederholen, ist sie überzeugt, Brody sei von al-Qaida „umgedreht" worden und warte nun als Schläfer auf seinen Terroreinsatz in den USA. Auf eigene Faust bringt sie in seinem Haus versteckte Überwachungskameras an und beobachtet sein Leben quasi rund um die Uhr. Dabei tritt das Unvermeidliche ein, das jedem passiert, der zu tief in die Privatsphäre eines anderen eindringt: Carrie entwickelt eine emotionale Nähe zu ihrem Beobachtungsobjekt, in dem sie doch eigentlich den Staatsfeind sieht.
„Das Thema Voyeurismus war im Zentrum unserer Gedanken, als wir anfingen, die Geschichte zu erzählen", sagte Alex Gansa, einer der Chefautoren, in einem Interview mit der US-Webseite „The Daily Beast". „Eine der Ideen, die wir verfolgen wollten, ist die Idee des Überwachungsstaats." Spätestens an dieser Stelle entfernt sich „Homeland" weit von üblichen Agentenserien, verfolgt eine ganz andere Agenda als etwa „24", der moderne Klassiker des Genres. Tatsächlich ist mit zunehmendem Voranschreiten der ersten Staffel fast unvorstellbar, dass die beiden Executive Producers auch zu den leitenden Kreativen der Jack-Bauer-Thrillerserie zählten. „‚24' war eine Wunschvorstellung", verglich Gansa die beiden Serien, „hier geht es mehr darum zu erkunden, wo unser Land steht, wie wir als Nation mit diesen Problemen umgehen: unsere Sicherheit zu bewahren und gleichzeitig unsere Werte, und wie diese beiden Dinge in Konflikt oder in Übereinstimmung miteinander funktionieren." Die Autoren zeigen, was diese nach 9/11 in westlichen Demokratien ausgeuferte Überwachungsmentalität mit den Menschen macht, nicht nur mit denen, die beobachtet werden, sondern auch mit den Menschen vor den Überwachungsmonitoren.

## Zwei einsame Seelen

In Brodys unbeholfenen Versuchen, in sein altes, einstmals heiles Familienleben zurück zu finden, erkennt die CIA-Agentin Carrie ihre eigene Unsicherheit, ihre Schwierigkeit, andere Menschen an sich heran zu lassen. Tatsächlich scheint ihr Vorgesetzter und väterlicher Mentor Saul (Mandy Patinkin) ihr einziger wirklicher Vertrauter zu sein. Ihre Familie sieht sie eher selten, für eine Beziehung fehlt ihr die – innere wie äußere – Ruhe. Da sie zudem ihre psychische Erkrankung (eine Art Persönlichkeitsstörung) vor ihren Kollegen geheim halten muss, um ihren Job nicht zu verlieren, kann sie sich auch vor ihnen nicht wirklich öffnen. So fällt es ihr unangemessen schwer, den Blick von den Monitoren abzuwenden, wenn sich vor ihren Augen intime Szenen aus Brodys Familienleben abspielen. Aber auch Brody ist einsam, auch wenn er auf den ersten Blick (wieder) alles hat, was sich ein Mann wünschen kann: eine schöne Frau, zwei wohlgeratene Kinder, ein Haus und die Verehrung einer ganzen Nation. Nur die Erfahrungen, die er in der langjährigen Kriegsgefangenschaft machen musste – Folter und Verrat – kann er mit niemandem teilen. Und natürlich ist es unmöglich, nach acht Jahren einfach sein altes Leben wieder aufzunehmen, als sei er nur kurz im Urlaub gewesen. Sein jüngerer Sohn erkennt ihn kaum wieder und seine Ehefrau Jessica (Morena Baccarin), die von seinem Tod ausgehen musste, hat längst ein Verhältnis mit seinem alten Kameraden. So begegnen sich, als Carrie und Nick, Jägerin und Gejagter, schließlich nach einigen Folgen auch persönlich aufeinander treffen, letztlich zwei verwandte Seelen: einsam, unsicher und mit geheimem Innenleben.
Kein Vergleich mit „24", wo Gut und Böse immer klar getrennt waren und Jack Bauer jederzeit von der Richtigkeit seines Handelns überzeugt war. Bei „Homeland" spielen die Autoren dagegen in jeder Folge geschickt mit den Vorurteilen und Erwartungshaltungen der Zuschauer. Brodys wahre Motive bleiben vorerst ebenso unklar wie diejenigen einiger anderer Protagonisten. Selbst das Verhalten des so gutmütig wirkenden Saul gibt mehr als einmal Anlass zum Verdacht. Einfache Antworten sind von dieser Serie nicht zu erwarten, seine Meinung muss sich der Zuschauer schon selbst bilden. „Homeland" ist Fernsehen zum Mitdenken, das anregt, eigene Vorurteile zu hinterfragen. Dabei gelingt es den Machern, diese Auseinandersetzung mit politischen Fragen in eine zunehmend spannende Handlung zu verpacken. Immer wenn man denkt, in einer Episode passiere nicht gerade viel, belehren sie einen mit einer plötzlichen Actionszene eines Besseren. Aktion ist hier jedoch nie ein Selbstzweck, sondern dient, wenn sie eingesetzt wird, immer dazu, die Handlung voran zu treiben. Den Anschlag der Woche wird man hier, anders als bei „24", vergeblich suchen.

## Erfahrene Seriendarsteller

Stilistisch – in Bezug auf Kamera, Regie, Musik – hat „Homeland" die Qualität, die man inzwischen von US-Pay-TV-Serien gewöhnt ist. Vor allem aber tragen die durchweg hervorragenden Schauspieler zur Intensität bei. Claire Danes kehrt hier nach vielen Jahren Kinoarbeit zu ihren Wurzeln zurück:

Ihre Hauptrolle als Angela Chase in der kurzlebigen High-School-Serie „My So-Called Life" (dt. „Willkommen im Leben", 1994/95) ist bei vielen Serienfans noch heute legendär. Nach ihrem Durchbruch im Kino in Baz Luhrmanns moderner „Romeo und Julia"-Version von 1996 war sie in kleineren wie größeren Filmproduktionen zu sehen, so auch als Jugendliebe von John Connor in „Terminator 3" (2003). Auch die Darsteller des Ehepaars Brody sind keine Unbekannten im Seriengeschäft. Damian Lewis spielte Hauptrollen in der HBO-Miniserie „Band of Brothers" (2001) und in der NBC-Krimiserie „Life" (2007–2009), während seine Seriengattin Morena Baccarin vor allem SF-Fans bekannt sein dürfte: Sie war die weltraumreisende Prostituierte Inara in „Firefly" (2002/03) und erst kürzlich die verführerische Alienfrau Anna in der Neuauflage von „V" (2009-2011). Ein alter Serienhase ist Mandy Patinkin, der seinen Durchbruch 1994 als Herzchirurg Dr. Geiger in „Chicago Hope" hatte. Unvergessen ist auch seine Darstellung des Rube, der mit weiser Nachsicht das Seelensammler-Team von George Lass in „Dead Like Me" (2003/04) leitete. Danach war er von 2005 bis 2007 im Ermittlerteam von „Criminal Minds" engagiert.

Vor allem Danes beweist als Carrie Mathison, welch vielschichtige Schauspielerin in ihr steckt: Von forsch bis verzweifelt begleitet sie die Agentin durch deren wechselnde Gemütszustände, übertreibt dabei aber nie. Ebenso überzeugen Lewis als kontrolliert wirkender, aber innerlich brodelnder Soldat und Baccarin als junge Frau, deren Lebensgrundlagen von einem auf den anderen Tag komplett über den Haufen geworfen werden.

### HÖHEPUNKT EINER LANGJÄHRIGEN PARTNERSCHAFT

Wie schon HBOs Psychiaterserie „In Treatment" (2008–2011) basiert auch „Homeland" auf einem israelischen Fernsehformat: die von Gideon Raff entwickelte Serie „Hatufin" alias „Prisoners of War" (2009). Howard Gordon und Alex Gansa haben die Grundidee der nach vielen Jahren unerwartet zurückkehrenden Kriegsgefangenen nach Amerika adaptiert. Es ist der vorläufige Höhepunkt einer langjährigen Zusammenarbeit. Die Beiden waren bereits ab 1988 gemeinsam an der Produktion der Fantasy-Serie „Beauty and the Beast" beteiligt, in den frühen 90ern an „Akte X", wo Gordon ab 1996 auch seine ersten Erfahrungen als Executive Producer sammeln konnte. Während er danach ab 1997 mit „Buffy" und „Angel" dem Fantasygenre treu blieb und vom Start im Jahr 2001 an zum Team von „24" gehörte, versuchte sich Gansa kurzzeitig an Serien wie „Numb3rs" und „Entourage". 2008 stieß er bei dem TV-Film „24: Redemption" zu den Produzenten der FOX-Serie und damit auch wieder auf seinen alten Partner Gordon. Er war dann auch bei den letzten beiden Staffeln dabei, zuletzt gemeinsam mit Gordon als Executive Producer. So eindimensional, gehaltlos und moralisch fragwürdig die Jack Bauer-Show vor allem in den späteren Staffeln auch sein mag: Mit ihrem neuen Projekt haben die beiden Serienmacher bewiesen, dass sie auch ganz anders können – vielschichtig, ambivalent, Spannung nicht durch immer neue Cliffhanger erzeugend, sondern durch Charakterbildung und Psychologie. Zwar ist die Gefahr nicht auszuschließen, dass diese Stärken bei längerer Laufzeit doch wieder zu Gunsten vordergründigerer Erzählweisen kippen könnten. Aber immerhin ist dies Showtime und nicht FOX. Die erste Staffel ist zweifellos schon einmal der beste Neustart der Saison 2011/12 und für Freunde komplex erzählter Serien ein Muss.

***Marcus Kirzynowski***



Dunkle Geheimnisse: Jessica (Morena Baccarin) und Nicholas Brody (Damian Lewis)



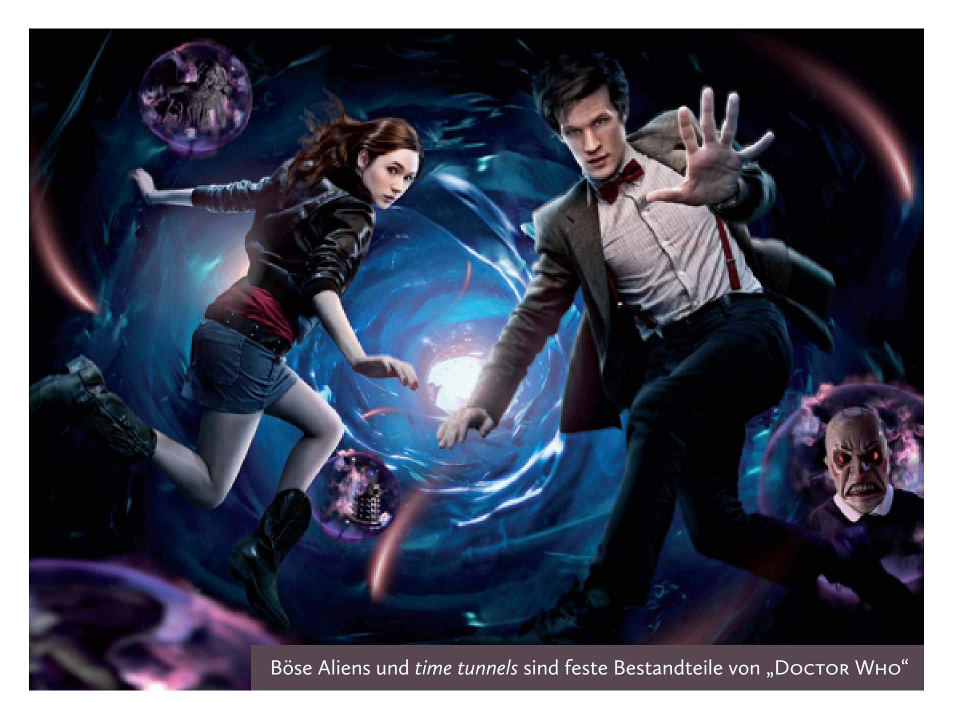


Bereisen das Universum in einer Telefonzelle: Companion Amy Pond (Karen Gillan) und der Doctor (Matt Smith)

# Das englische Serien-Gen

Die Wiederbelebung des SF-Urgesteins „Doctor Who" löste 2005 eine Renaissance britischer (Genre-)Serien aus. Die Neuinterpretation von „Sherlock" ist nur deren vorläufiger Höhepunkt. Spätestens seit dem Erfolg der ARD-Ausstrahlung ist klar: Es gibt ein Serienleben neben Hollywood. Zeit für *Christian Spließ,* sich die englischen Genre-Serien genauer anzuschauen.

Wehte der frische Wind für das britische Serieneinerlei tatsächlich erst ab 2005, als Russell T. Davis das Serienurgestein „Doctor Who" neu startete? Schaut man sich im Rückblick die Entstehungszeiten der Serien an, so kann man das mit Fug und Recht behaupten. ITV produzierte schließlich als Antwort auf den Doctor die Serie „Primeval", ebenfalls 2007 folgte mit „Jekyll" von Steven Moffat, dem jetzigen „Doctor-Who"-Verantwortlichen, eine Neuinterpretation des „Jekyll und Hyde"-Motivs. Nach der ersten „Doctor Who"-Staffel bekam die Figur des Captain Jack eine eigene Serie, „Torchwood", deren vierte Staffel unlängst von Cardiff in die Staaten verlegt wurde, was der Serie deutlich geschadet hat. Dann „Life on Mars": 2005 bis 2006 produziert. Auch diese Serie bekam noch ein Spin-Off: „Ashes to Ashes" (2008). Die Superhelden-Comedy „No Heroics" wurde ebenfalls 2008 gesendet und „Sherlock" (ab 2010) ist das bisherige Finale der Entwicklung britischer Serien.


Böse Aliens und *time tunnels* sind feste Bestandteile von „Doctor Who“


Düsterer „Doctor Who“-Ableger: „Torchwood“ mit Cpt. Jack Harkness (John Barrowman, M.) und seinem Team

Nur „Hustle“ war schon ein Jahr vor dem Trend in der BBC zu sehen, 2004, produziert von den Machern von „Life on Mars“. Irgendwas muss um 2005 bei den Briten in der Luft gelegen haben, was den Neuanschub für gute britische Serien bewirkte. Startpunkt also: „Doctor Who“.
Seit dem katastrophalen Film von 1989 lebte das Urgestein des britischen SF-Serienwesens eigentlich nur noch in den Herzen der Fans. Zwar gab es noch Hörspiele mit den alten Darstellern des Charakters, aber eine Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen mit dem Time Lord und der blauen Telefonzelle im Fernsehen hatten die Fans eigentlich schon begraben. Bis Russell T. Davis die BBC davon überzeugte, dass die Zeit für eine Wiederkehr des Doctors auf den Fernsehschirm gekommen war. Davis hatte mit den Jugend-Fantasy-Serien „Dark Season“ und „Century Falls“ in der BBC Erfolge gefeiert und später mit „Queer as Folk“ auch bewiesen, dass er ebenso erfolgreich für Erwachsene schreiben konnte. Selbst ein eingefleischter „Doctor-Who“-Fan, änderte er allerdings das Format. Waren die alten Folgen in der Regel Mehrteiler mit jeweils 25-minütigen Folgen, sollte die neue Serie 13 45-Minuten-Episoden erhalten. Heiß erwartet startete dann 2005 die erste Folge – und enttäuschte erstmal. Nicht, weil Christopher Ecclestone als Doctor und das Pop-Sternchen Billy Piper als Rose schlechte Schauspieler gewesen wären. Vor allem Piper schlug sich in ihrer ersten Rolle recht wacker durch die Drehbücher. Enttäuschung eher, weil die Special Effects der ersten Folge seltsam zweitklassig wirkten. Dass das schlicht und einfach daran lag, dass sie ziemlich zuletzt gedreht wurde und der Etat für die Effekte da bereits relativ aufgebraucht war, konnten die Zuschauer ja zu diesem Zeitpunkt nicht wissen. Und welche Folge das Budget herunterbrannte, war dann schon in der nächsten Woche klar: Mit der zweiten Episode bewies die BBC, dass sie durchaus imstande war, effektvolle Raumstationen und seltsame Aliens in der besten Tradition des „Anhalters“ zu kreieren und mit der dritten Folge zollte man den bekannten Geschichts-Folgen des Doctors Respekt: Charles Dickens auf den Spuren von Aliens zur Weihnachtszeit.
Respekt ist ein wichtiges Kennzeichen des neuen „Doctor Who“. Russel T. Davis verbeugte sich geschickt vor der Serientradition: Natürlich gab es die alten Erzfeinde auch im Jahr 2005, die Daleks, die Cybermen, daneben änderte Davis aber auch nichts am Grundkonzept. Ein regenerationsfähiges Alien in einer blauen Telefonzelle, die innen größer ist als außen, reist mit einem oder mehreren menschlichen Begleitern durch Zeit und Raum. Neu war, dass Davis zeigte, welche Auswirkungen die Reisen auf das Umfeld der Begleiter hatten. Dazu kam der Story Arc – Time War, Bad Wolf... Dass er daneben auch noch ein übergreifendes Konzept verfolgte, wurde einem erst klar, als Russel T. Davis mit dem Finale der vierten Staffel den Stab an Steven Moffat weitergab und auflöste, was bisher noch ungeklärt war.
Mit Moffat gab es erneut einen kleinen Relaunch: Neue Darsteller für den Doctor und seine Begleitung. Bisher ist kein Ende der Erfolgsstory in Sicht.



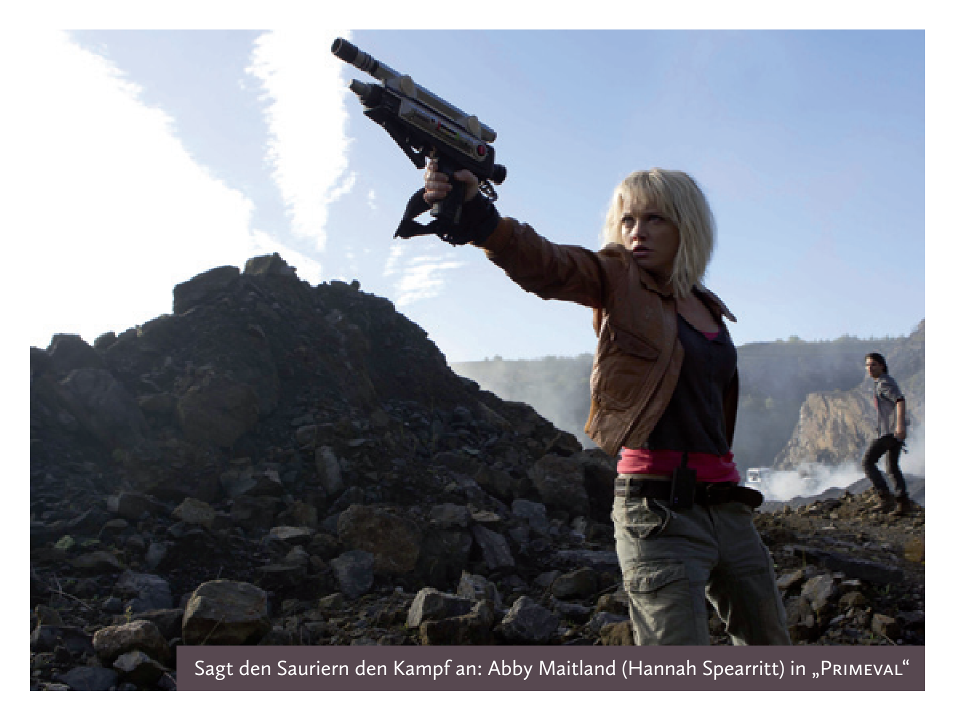


Dass „Doctor Who“ dabei etwas erwachsener geworden ist und die einzelnen Folgen bisweilen atemberaubende Story-Twists eingebaut haben, kann für das Fortbestehen der Serie nur von Vorteil sein.
Nur deutsche SF-Fans, die aufs Fernsehen vertrauen, werden von den aktuellen Staffeln bis vor kurzem kaum etwas mitbekommen haben. Britische SF-Familienserien haben hierzulande halt kein Publikum oder eventuell hat Pro7, genau wie Sat.1 bei „Farscape“, die Niedlichkeit der Serie, aber nicht den Ernst der Figuren gesehen. Erst mit der fünften Staffel kehrte die Show kurz vor Weihnachten ins deutsche TV zurück, beim Bezahlsender Fox.
Neben der Ur-Serie haben sich im UK „Torchwood“ um die Figur des Captain Jack und die „Sarah Jane Adventures“ etabliert. „Torchwood“ ist eine Art „Akte X“-Version des Doctors: Die Geheimorganisation kämpft gegen Aliens in Cardiff, die durch einen Raumzeitriss dort landen. Während die ersten zwei Staffeln noch jeweils 13 Folgen aufwiesen, schwenkte man für die dritte auf einen Fünfteiler um und bewies damit, dass spannende und effektive Unterhaltung eigentlich keine Special Effects aus dem Computer braucht, sondern nur gute Drehbücher mit spannenden Geschichten und Figuren. „Torchwood“ ist eindeutig düsterer und dunkler als die Ursprungsserie: Während beim Doctor erst in den aktuellen Folgen auch mal Hauptcharaktere sterben können, reduziert sich bei „Torchwood“ das Team schon in der Pilotfolge, um schließlich im Finale der zweiten Staffel sehr zu schrumpfen. Das neue Team in der vierten Staffel und die Verlegung des Handlungsortes von Cardiff in die USA sowie die im Grunde recht schwache „Miracle-Day“-Miniserien-Story könnten für „Torchwood“ erstmal das Ende gewesen sein.
Da mittlerweile Hauptdarstellerin Elisabeth Sladen gestorben ist, haben auch die „Sarah Jane Adventures“, die eindeutig auf ein junges Publikum zielen und mit dem 25-Minuten-Zweiteiler-Format nah an der alten „Doctor-Who“-Serie sind, wohl ebenfalls keine Chance auf eine neue Staffel. Beim Charakter von Sarah Jane Smith handelt es sich um eine alte Bekannte des Doctors, die, ausgestattet mit diversen Gadgets und einem Supercomputer namens Mr. Smith und begleitet von einem Adoptivsohn und einem Roboterhund, zusammen mit Jugendlichen aus der Nachbarschaft Alien-Invasionen bekämpft. Wer hier eher eine typische „Monster der Woche“-Serie vermutet, darf sich bestätigt fühlen.

## „PRIMEVAL“ – KLONE UND ANOMALIEN

Bei „Primeval“ sieht es momentan etwas besser aus, sogar ein kanadisches Spin-Off ist in Arbeit. Nach dem Erfolg von „Doctor Who“ dauerte es nicht lange, bis die private Konkurrenz zur BBC – ITV – verkündete, man wolle ebenfalls eine Serie produzieren, die etwas mit Zeitreisen zu tun habe. Zuerst klang das Konzept eher nach einer Wiederbelebung von „Sliders“ (1995). Nach der Pilotfolge allerdings war klar, dass es doch etwas anders ist: Temporale Anomalien bringen sowohl Kreaturen der Vergangenheit – Dinosaurier – als auch der Zukunft nach England. Das Team um den Wissenschaftler Nick Cutter erforscht diese Anomalien und versucht, die Invasion der Kreaturen zu verhindern. Daneben hat Nick Cutter aber noch einen besonderen Grund, sich um die Erforschung der Anomalien zu kümmern: Seine Frau Helen ist vor acht Jahren in einer solchen verschwunden. In der ersten Staffel entwickelt sich nach und nach eine sehr komplexe Geschichte um Zeitlinien, die in Staffel 2 dazu führt, dass die Gegenwart der ersten Staffel gar nicht mehr existiert. Klone von ehemaligen Gegnern spielen ebenfalls eine Rolle, und dass diverse Charaktere im Laufe der Zeit ersetzt werden ... kurz: Es ist nicht einfach, bei „Primeval“ die Übersicht zu behalten, wer denn jetzt warum und wieso was tut, Komplexität wird manchmal über den Durchblick gestellt. Erstaunlich, dass eine solche Serie bei den Deutschen eher ankommt als „Doctor Who“, wobei die erste Staffel noch deutlich mehr in Richtung „Wir erledigen mal eben das Monster der Woche“ ging.
Dabei sind die Kreaturen, denen das Team auf den Fersen ist, durchaus von Fachmännern gestaltet. Falls sich jemand an die Serie „Walking with...“ erinnert, auf deutsch „Dinosaurier – Im Reich der Giganten“, wird er beim Anschauen von „Primeval“ eine gewisse Ähnlichkeit mit deren Kreaturen erkennen. Schließlich sind die Macher der „Giganten“ für dessen Saurier verantwortlich. Dass Pro7 zudem bei der Finanzierung half und dafür sorgte, dass es mindestens noch eine fünfte Staffel geben wird, ist dann doch erstaunlich. Charakterwechsel allerdings sind einer Serie meist generell nicht unbedingt gut bekommen. Vielleicht erklärt das die sinkenden Quoten der vierten Staffel bei Pro7. Das Finale im letzten Mai war der Endpunkt einer desaströsen Quotenentwicklung. Im Moment jedenfalls wird noch ein Spin-Off in Kanada produziert, die Dreharbeiten sollen in diesem Winter beginnen. „Primeval: New World“ wird dabei als „dunkler und düsterer“ als die eigentliche Serie angekündigt – offenbar das Pendant zu „Torchwood“, wobei sich an der Prämisse selbst nichts ändern wird. Was im Endeffekt heißt: Das Spin-Off wird von den Charakteren abhängen.

„Hustle“ (ab 2004) würde man eigentlich nicht in den Bereich der Genre-Serien einordnen – schließlich wandelt die Serie eher auf den Spuren von „Ocean's Eleven“ (2001) und zeigt die Gaunereien eines Teams von Trickbetrügern. Fantastisch oder übernatürlich ist hier so gut wie nichts, wären da nicht diese Szenen, in denen der Zuschauer von Genre-Serien sich doch zu Hause führt. Etwa wenn in der Pilotfolge das Bild einfriert und einer der Charaktere sich als Erzähler in den Vordergrund stellt, und das Verkaufen eines Traums, eines Images als Showeinlage inszeniert wird. „Hustle“ ist eine sehr sympathische Serie mit unethisch handelnden Charakteren, die aber ihren eigenen Charme haben. Explosionen und Autojagden kommen auch hier vor, dennoch ist es auch ein



Sagt den Sauriern den Kampf an: Abby Maitland (Hannah Spearritt) in „Primeval"



Zurück in die 80er: Alex Drake (Keeley Hawes) und Gene Hunt (Philip Glenister) in „Ashes to Ashes"

Charakterdrama, in dem die Figuren eine Entwicklung durchmachen. Und irgendwie sind die Figuren einem doch symphatisch – die Zusammensetzung passt einfach. Vom alten Gauner über den hochmodernen Boss bis zum Neuaufsteiger ist das Gespann der Trickbetrüger einnehmend. ZDFneo hat die Free-TV-Ausstrahlung übernommen und da Hollywood mittlerweile auch ein Remake der Serie ausstrahlt, wird „Hustle" wohl noch einige Zeit bei uns zu sehen sein.

Ein Ford Cortina. Ein Vorgesetzer, der auf derbe Verhörmethoden setzt. Und ein Polizist, der nicht weiß, ob er entweder in der Zeit zurückgereist ist oder durch einen Unfall im Koma liegt. Kann man daraus eine Serie machen? Natürlich kann man das: „Life on Mars". Zwei Staffeln lang vermischt die Krimiserie den üblichen Fall der Woche mit der Frage, ob das alles eigentlich real ist, was dem Polizisten Sam da passiert. „Life on Mars" versetzt den Zuschauer zurück in die 70er Jahre Großbritanniens mit allen Vor- und Nachteilen, die diese Epoche hat. Wer wie Sam eher moderne Polizeimethoden gewöhnt ist, wird sich in diese Welt erstmal einfügen müssen. Wobei der Verlust von Pepsi Light am ehesten zu verschmerzen sein dürfte. Sam fühlt sich, als wäre er auf einem anderen Planeten – daher der bei David Bowie entlehnte Titel der Serie. Versehen mit einem brillianten Soundtrack präsentiert sie in jeder Folge neue Hinweise, um den Zuschauer bei der Stange zu halten. Das funktioniert zumindest in der ersten Staffel großartig: Das Finale erklärt zwar nicht, ob Sam jetzt träumt oder ein Zeitreisender ist – dafür aber werden zumindest die Puzzleteile zu einem großen Ganzen zusammengefügt. Der einzige Haken an dieser ersten Staffel ist leider, dass sie den auslösenden Moment für die Entwicklungen vergisst. Schließlich wird in der ersten Folge Sams Freundin von einem Serienkiller entführt – aber das spielt dann letztendlich bis zum Staffelende überhaupt keine Rolle mehr.

Die zweite Staffel kämpft ein wenig damit, dass es keine wirkliche Entwicklung gibt. Obwohl rasch klargestellt wird, dass Sam im Jahr 1973 als Undercover-Agent versetzt wurde. Zwar ist die zweite Staffel immer noch auf einem guten Niveau, kann aber den fesselnden Aufbau der ersten nicht erreichen. Immerhin: Das Finale sorgt auch heute noch unter den Zuschauern und Fans für lebhafte Diskussionen. Was man nicht von jeder guten Cop-Serie behaupten kann. Wenig später ist John Simm, der Darsteller des Sam Tyler, übrigens als Gegenspieler in der dritten Staffel von „Doctor Who" zu sehen. Die britische Serienwelt ist klein. Das Problem, das das Spin-Off „Ashes to Ashes" zu Beginn hat, ist natürlich, dass hier keine Geheimnisse mehr offen sind. Zumindest nicht, nachdem man das Finale von „Life on Mars" gesehen hat. Vorerst jedenfalls. Anders als Sam verschlägt es die Protagonistin Alex Drake zurück in die 80er Jahre. Als Frau hat sie es zudem alles andere als leicht, bei den Kollegen des Departments anzukommen. Mehr und mehr wird zudem klar, dass die Welt von „Life on Mars" und „Ashes to Ashes" mehr ist als nur die Vergangenheit. Die letzendlich gültige Auflösung







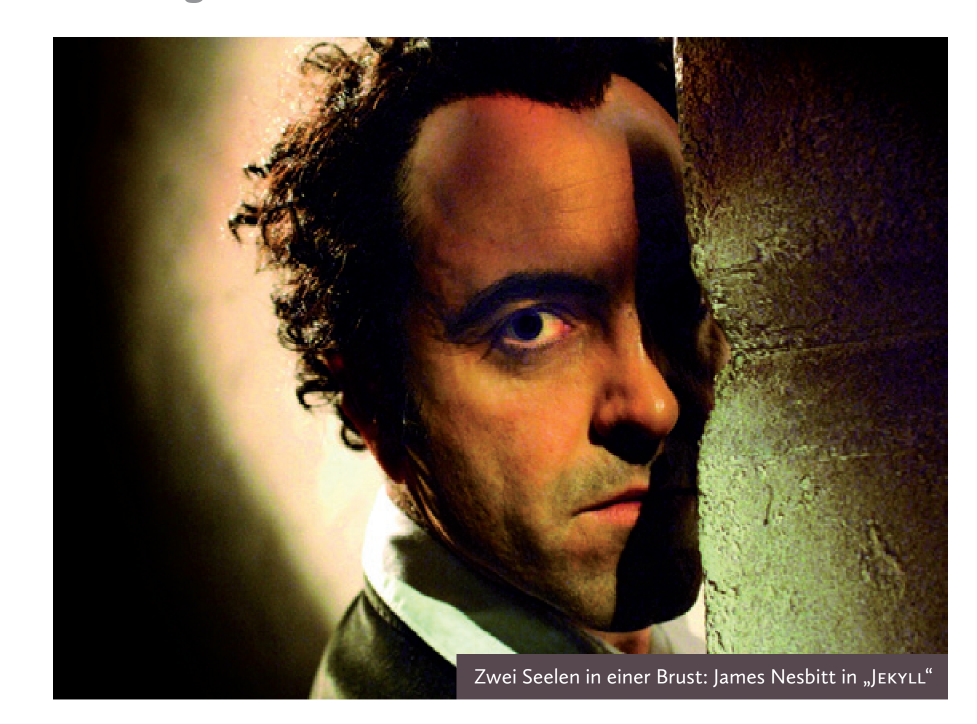
Vorläufiger Höhepunkt des britischen Serienbooms: Benedict Cumberbatch und Martin Freeman in „Sherlock"

um das Geheimnis von Sam und Alex wird den deutschen Zuschauer wohl nur auf DVD erreichen – während Kabel1 immerhin noch „Life on Mars" ausstrahlte, ist bisher nicht bekannt, ob und wann „Ashes to Ashes" im deutschen Fernsehen zu sehen sein wird. Zumindest ist die Serie mit dem Erscheinen der zweiten Staffel Ende Januar auch in Deutschland komplett auf DVD zu haben. Im April sollen auch endlich die ungeschnittenen Folgen von „Life on Mars" in Deutschland auf DVD erscheinen. Zwar sind die Schnitte von der BBC gut gesetzt, aber fünf Minuten mehr Sam Tyler pro Episode sind nicht nur für die Fans eine Bereicherung.

Übernatürliches Charakterdrama – das passt auf „Being Human" (ab 2008) recht gut. Hier leben ein Vampir, ein Werwolf und ein Geist in einer Wohngemeinschaft zusammen und müssen mit den Regeln des täglichen Lebens fertig werden. Und wie immer gilt: Normalerweise können sich Vampire und Werwölfe eigentlich nicht ausstehen. Ausnahmen bestätigen wohl die Regel. Toby Whithouse, der auch für „Doctor Who" schreibt, interessiert der übernatürliche Aspekt seiner Figuren zwar durchaus. Und natürlich gibt es bei den Vampiren auch so etwas wie einen Clan, mit dem die Figur des Vampirs Mitchell quer liegt, weil er versucht, seinen Blutdurst unter Kontrolle zu halten. Im Kern ist „Being Human" aber ein Drama, das versucht, Menschlichkeit zu definieren. Alle drei Charaktere streben mehr oder weniger danach, menschlich zu leben und mit ihren eigenen Problemen klarzukommen. George hadert mit seinem Werwolf-Dasein, Mitchell mit seinem Blutdurst und der Geist von Annie versucht herauszufinden, warum sie eigentlich noch auf der Erde ist statt im Jenseits.

Das übernatürliche Drama hat mittlerweile drei Staffeln bekommen, eine vierte ist in Arbeit, wobei zwei der Hauptdarsteller die Serie verlassen werden. Neben der britischen Version gibt es ein US-Remake, das allerdings abgesehen von den Grundprämissen doch eigene Wege geht und sich nicht 1:1 an die Geschehnisse der englischen Serie anlehnt. Eine interessante Sache, kann man hier doch direkt vergleichen, warum die britische Serie einem vielleicht näher liegt als die amerikanische. Es ist vor allem der Humor und die Wärme, die in der britischen Fassung dominieren, wobei das US-amerikanische Setting mit den neuen Geschichten die Figuren glücklicherweise nicht zu einem seichten Abklatsch verkommen lässt. Tatsächlich kann man sich beide Varianten anschauen. Was man nicht von jedem Serien-Remake sagen kann.

Was passiert, wenn man dem bis dahin begabtesten „Doctor-Who"-Autor den Stoff von „Jekyll and Hyde" an die Hand gibt? Es kommt eine Miniserie heraus, die spannend, finster und dabei nervenaufreibend ist. „Jekyll" (ab 2007) erzählt die Geschichte von Tom Jackman, der mehr


Zwei Seelen in einer Brust: James Nesbitt in „Jekyll“

und mehr die Erinnerung an einzelne Nächte verliert. Sein Alter Ego, das sich nach Robert Louis Stevenson „Hyde“ nennt, hat nicht nur eine andere Persönlichkeit als Tom, auch sein Körper verändert sich während der Verwandlung. Bisher hat Tom Hyde verschwiegen, dass er eine Familie hat – aber der entdeckt das Geheimnis sehr schnell, was der Beginn einer Reihe von Konflikten ist. Zudem ist beiden Persönlichkeiten auch ein Geheimdienst auf der Spur, der offenbar ganz genau weiß, warum es Hyde gibt und der alles daransetzt, diesen in seine Finger zu kriegen.
Steven Moffats Miniserie spielt mit dem literarischen Vorbild, in dem er statuiert, dass es einen wirklichen Hyde zu Stevensons Zeiten gab – wobei die Frage bis zum Schluss der Serie ist, wie es einen Nachfahren geben kann, wenn der literarische Hyde ohne Kinder starb. Schauspieler James Nesbitt gelingt es überzeugend, beide Figuren zum Leben zu erwecken – den verantwortungsbewussten Jackman ebenso wie den sardonisch-verspielten Hyde. Wenngleich die Wurzeln der Serie wohl eher bei „Spooks“ (ab 2002) zu suchen sind, ist „Jekyll“ reinrassige Phantastik und schlägt den Zuschauer dank präziser Charakterzeichnung ebenso in den Bann wie aufgrund der Agenten-Handlung. Arte strahlte die Serie in Deutschland aus, ansonsten kann man auf die DVDs ausweichen.

## Wechselhafte US-Remakes

Was alle diese Serien gemeinsam haben, ist, dass sie sich nicht unbedingt (ausgenommen vielleicht „Primeval“) auf die Wirksamkeit der Effekte aus dem Computer verlassen. Selbst bei „Doctor Who“ stehen diese nicht im Vordergrund. Britische Serien – so wie das Remake von „Sherlock“, das sich wie die neue „Who“-Serie oder „Jekyll“ elegant vor dem Original verneigt und dieses gleichzeitig neu deutet – konzentrieren sich in der Regel auf die guten Geschichten und setzen auf die Kunst des Schauspiels. So gelingt es der dritten Staffel von „Torchwood“, mit genau einem Special Effect auszukommen und dabei einen grandiosen Spannungsbogen aufzubauen. „Torchwood“ zeigt auch, dass eine Verpflanzung in die USA mit dem typischen Budget und dem gewohnten Look Hollywoods nicht unbedingt jedem Stoff gut tut. Wenn, wie beim Remake von „Being Human“, allerdings die Charaktere ernst genommen werden und diese zwar angepasst, aber nicht bis zur Unkenntlichkeit verstellt werden, kann sogar ein US-Remake Sinn machen. Wie man es nicht machen sollte, zeigt dagegen die im vergangenen Jahr von MTV produzierte US-Version des E4-Teenagerdramas „Skins“ (ab 2007). Von der Atmosphäre und Vielschichtigkeit des Originals blieb nach der Verlagerung in die Staaten nichts mehr übrig.
Der spezielle Charme der britischen Serien liegt natürlich auch immer in der Landschaft und der Umgebung – „Life on Mars“ lebt ebenso wie „Ashes to Ashes“ von diesem Aspekt, auch bei „Being Human“ spielt der Kontrast zwischen dem normalen Leben und der übersinnlichen Welt eine große Rolle. Britische Serienautoren haben zudem auch in der Regel schon an mehr als einem Projekt zusammengearbeitet. Und letztendlich scheinen fast alle entweder vom „Doctor-Who“-Neustart herzustammen – so wie Steven Moffat, der mit Mark Gatiss für „Sherlock“ verantwortlich zeichnet – oder sie werden früher oder später aufgrund ihrer Qualitäten mindestens für eine Episode fürs Autorenteam des Doctors verpflichtet. Die Autoren kennen sich also untereinander und wissen, wen sie heranziehen können, wenn ein eigenes Projekt ansteht.

Vorerst ist „Sherlock“ der Meilenstein, der in Deutschland allen wieder ins Bewusstsein rief, dass es neben den Produktionen der Fernsehsender in den USA auch gute Serien aus dem UK gibt. Zwar werden die nächsten drei Folgen von „Sherlock“ bei uns erst später im Jahr gezeigt werden – aber unter anderem dank ZDFneo, das bereits Perlen wie „Hustle“ oder „Luther“ im Programm hat, ist sie längst nicht mehr die einzige britische Serie, die ihren Weg endlich nach Deutschland findet.





# Helden des Alltags

**Nach dem Erfolg von „ER“ kombinierten die Produzenten *medical drama* mit einer Cop-Show und Feuerwehreinsätzen. „Third Watch“ begleitete sechs Staffeln lang Einsatzkräfte in New York: eine brisante Mischung aus Action und Drama.**

Wie kann man die ständige Dramatik des Alltags in der Notaufnahme eines Großstadtkrankenhauses noch übertreffen? Diese Frage stellte sich wahrscheinlich John Wells, Showrunner der langlebigen Erfolgsserie „ER“, als er nach einer Idee für eine neue Serie suchte. Die ebenso einfache wie geniale Antwort: indem man zu medizinischem Notfallpersonal noch ein paar Berufsgruppen hinzufügt, deren Arbeit sich ebenfalls oft an den Grenzen von Leben und Tod abspielt. Das Ergebnis war 1999 „Third Watch“, Wells' zweiter Hit für das US-Network NBC.
Im fiktiven 55. Bezirk von New York leisten die Polizeibeamten, Rettungssanitäter und Feuerwehrleute ihren Dienst, die im Zentrum der Serie stehen. Ihre Schicht ist die „dritte Wache“ von 15 bis 23 Uhr, daher der Titel. Polizeirevier und Feuerwache stehen einander gegenüber an der Ecke King Boulevard und Arthur Street, die dort Beschäftigten nennen sie deshalb liebevoll Camelot. Die ersten beiden Staffeln fokussieren sich auf neun mehr oder weniger gleichwertige Hauptfiguren: jeweils vier Sanitäter und Streifenpolizisten sowie einen Feuerwehrmann. John „Sully“ Sullivan (Skipp Sudduth), ein etwas resignierter Veteran, bekommt einen frischen Absolventen der Polizeiakademie als Partner: den idealistischen Ty Davis jr. (Coby Bell), ausgerechnet Sohn seines im Dienst getöteten Ex-Partners. Faith Yokas (Molly Price) und Maurice „Bosco“ Boscorelli (Jason Wiles) sind hingegen ein eingespieltes Team, auch wenn ihre Charaktere kaum unterschiedlicher sein könnten. Der intellektuell eher schlichte, aufbrausende Bosco und die meist besonnene Yokas ergänzen sich dennoch perfekt.
Bei den Sanitätern des Fire Department muss sich „Doc“ Parker (Michael Beach, zuvor schon in Wells' „ER“ dabei), der seinen Spitznamen nicht umsonst trägt, mit seinem neuen Partner Carlos Nieto (Anthony Ruivivar), einem egoistischen Großmaul, zusammenraufen. Bobby Caffey (Bobby Cannavale) ist in seine Partnerin Kim Zambrano (Kim Raver) verliebt, die aber immer noch Gefühle für ihren Ex-Mann, den hedonistischen Feuerwehrmann Jimmy Doherty (Eddie Cibrian), hegt. Bei ihren Einsätzen werden die verschiedenen Teams täglich mit gewaltsamen Auseinandersetzungen, Hausbränden, Verkehrsunfällen und allen möglichen anderen kleinen und großen Tragödien konfrontiert. Ohne Rücksicht auf ihr eigenes Leben versuchen sie zu retten, was zu retten ist – und stoßen dabei immer wieder an ihre eigenen Grenzen und die des Systems.



Großmaul mit weichem Herz: Maurice „Bosco“ Boscorelli (Jason Wiles)



Hat seinen Spitznamen nicht umsonst: Monty „Doc“ Parker (Michael Beach)

**CREATOR BORNERO WAR ZEHN JAHRE COP IN CHICAGO**

Gleich in die Pilotfolge haben Wells und sein Co-Creator Edward Allen Bernero alles gepackt, was eine Stadt wie New York an Action hergibt: Massenkarambolagen, Brände und Verfolgungsjagden. Erst nach und nach lernt man auch die einzelnen Figuren besser kennen. Dabei funktioniert die Show auf beiden Ebenen: als aufwändiges Actionspektakel ebenso wie als einfühlsames Charakterdrama. Wie schon in „ER“ sind auch hier die Hauptfiguren keine makellosen Halbgötter, sondern haben alle ihre jeweiligen kleinen Schwächen und Fehler. Und natürlich können sie nicht jeden retten, bei dem sie es versuchen.

Wells und Bornero lernten sich bei der kurzlebigen NBC-Serie „Trinity“ (1998) um eine irisch-amerikanische Familie kennen, deren Sohn ebenfalls beim NYPD arbeitete (und bei der mit Raver, Cannavale und Sudduth bereits mehrere spätere „Third Watch“-Hauptdarsteller dabei waren). Wells war Executive Producer, Bornero Story Editor dieser Show, die über neun Folgen nicht hinauskam. Bornero sagte in einem Interview, er wollte schon länger eine Serie mit Rettungssanitätern machen, Wells eine Cop-Show. Da lag es nahe, beides zu kombinieren, zumal Bornero selbst zehn Jahre als Polizist in Chicago gearbeitet hatte. Das dritte Element, die Feuerwehr, kam hinzu, weil man sich beim Casting für den Cop Bosco zwar gegen Eddie Cibrian entschieden hatte, ihm aber trotzdem eine Hauptrolle geben wollte. Außerdem war es folgerichtig, da auch die Rettungshelfer beim Fire Department Dienst tun. Während sie und die Streifenpolizisten aber fast ständig in ihren Autos in den Straßen unterwegs sind, hängen die Brandlöscher meist in der Wache herum und warten auf ihre Einsätze. Dafür gehören diese aber auch zu den spektakulärsten Actionsequenzen der Serie, wenn Doherty und Co. sich von Hochhäusern abseilen oder sich durch brennende Flure kämpfen.

**AUFWEICHUNG DES KONZEPTS IN DEN SPÄTEREN STAFFELN**

Überhaupt lässt die Action nichts zu wünschen übrig: „Third Watch“ gehört zum Spannendsten, was das US-Fernsehen im vergangenen Jahrzehnt zu bieten hatte. Gerade das Zusammenspiel der verschiedenen Einsatzkräfte ist sehr überzeugend dargestellt, wenn die Cops bereits die Täter jagen, während die FDNY-Kräfte noch versuchen, deren Opfer zu retten. Leider konzentrieren sich die Autoren im weiteren Verlauf der Serie zunehmend auf die Polizeiarbeit, während die anderen Elemente in den Hintergrund treten. Ausscheidende Figuren beim Fire Department werden oft nicht ersetzt, stattdessen ab Staffel 4 immer neue Polizeibeamte eingeführt. Spätestens nach dem Abschied von Eddie Cibrian und Michael Beach in der fünften Staffel ist „Third Watch“ überwiegend eine Cop-Show, in der zufällig auch noch zwei Rettungshelfer mitspielen. Das zerstört nicht nur das ursprünglich so reichhaltige Konzept, sondern hat leider auch zur Folge, dass die letzte die mit Abstand schwächste Staffel geworden ist. Zumal Yokas darin auch noch zum Detective befördert wird und ihre Arbeit danach eher an Krimishows wie „NYPD Blue“ erinnert.

Bis zur fünften Staffel kann die Serie ihr hohes Niveau jedoch weitgehend halten, auch wenn es bereits früher deutliche Änderungen am Ursprungskonzept gibt. So treten übergreifende Handlungsstränge immer mehr in den Vordergrund, ab der vierten Season endet fast jede Folge mit einem oft hundsgemeinen Cliffhanger. Auch werden die Verbrechen immer härter: Statt mit alltäglichen Problemen in der Nachbarschaft müssen sich die Cops häufiger Crystal-Meth-Dealern, der Mafia und Morden widmen. Negativ stößt auf, dass das Schicksal einige Hauptfiguren etwas zu stark beutelt. Während Sullys Alkoholsucht noch für eine der mitreißendsten Folgen der vierten Staffel sorgt (und für eine der düstersten, die eine Network-Serie wohl je hervorgebracht hat), wirkt es doch zu aufgesetzt, wenn durch Schüsse erst Yokas zeitweise im Rollstuhl und danach auch noch ihr Partner Bosco im Koma landet.

**ECHTE TYPEN STATT POSTER-BOYS**

Auch die Charakterentwicklungen sind nicht immer gleichermaßen plausibel. Positiv ist aber, dass es sie überhaupt gibt und gerade anfangs eher unsympathische Figuren wie Carlos zunehmend liebenswerter werden. Die vielschichtigsten Charaktere sind jedoch einige der Cops: Sully, Bosco und Yokas gehören zu den interessantesten Serienfiguren des vergangenen Jahrzehnts und wirken in ihrer Mischung aus Resignation auf Grund ihres Dienstalters und immer wieder aufblitzender Empathie zutiefst menschlich. Sie sind echte Typen, wie man sie sich auch real im Streifendienst vorstellen kann. Dazu trägt die Besetzung entscheidend bei, sieht man hier doch einmal nicht nur austauschbare Posterboys und -girls, sondern auch SchauspielerInnen, die nicht den gängigen Schönheitsidealen entsprechen, die teilweise auch ein paar Pfunde zu viel haben dürfen. Eine so realistisch verkörperte Polizistin wie Molly Prices Faith Yokas sucht im Fernsehen wohl ihresgleichen. Und Skip Sudduths Sully bildet mit seinem Lieblingsausspruch „Crap“ so etwas wie das Herz der Serie. Auch in wiederkehrenden Nebenrollen finden sich einige bemerkenswerte Darsteller: Lisa Vidal, die in den ersten beiden Staffeln eine toughe Notärztin spielt, dürfte „ER“-Fans als Lebensgefährtin von Dr. Kerry Weaver bekannt sein, übrigens ausgerechnet eine Feuerwehrfrau. Den korrupten Officer „Candyman“ spielt ein gewisser Wendell Pierce, der später in „The Wire“ zu Serienruhm kam und auch in David Simons aktueller HBO-Show „Treme“ wieder zum Hauptcast gehört.

**DIE TRAUMATISCHEN FOLGEN VON 9/11**

In einer Serie, die John Wells als Showrunner verantwortet, dürfen natürlich auch Sozialkritik und aktuelle Bezüge nicht fehlen. So diskutieren seine Figuren über das Versagen der staatlichen Institutionen wie Politik, Bildungssystem und Strafvollzug, über die Stellung von gesellschaftlichen Minderheiten oder den Umgang mit jugendlichen Straftätern. Dabei stehen die Cops keinesfalls immer auf moralisch sicherem Boden, schrecken manchmal auch vor Selbstjustiz nicht zurück. Oder Doc und Carlos diskutieren einmal während einer langweiligen Schicht ganz nebenbei die Frage, ob es bei all dem Leid, das sie täglich sehen, wirklich einen Gott geben kann. Und dann ist da noch 9/11, denn zufällig fiel der Anschlag auf das World Trade Center genau in die Laufzeit der Serie. Den Einsatz am Ground Zero selbst zeigt sie zwar nicht, wohl aber seine traumatischen Folgen für die Helfer.

Leider war ausgerechnet den drei besten Darstellern Sudduth, Wiles und Price bisher keine größere Serienkarriere beschieden. Molly Price gehörte immerhin zur Stammbesetzung des „Bionic Woman“-Reboots von 2007, das schnell wieder von den Bildschirmen verschwand. Auch Eddie Cibrian kann nicht so richtig Fuß fassen: Nach einem Abstecher zu „CSI:Miami“ übernahm er in dieser Saison die Hauptrolle in NBCs „Playboy Club“ – das über drei Folgen nicht hinaus kam. Bobby Cannavale hatte sich bereits früh aus der Sanitäterrolle verabschiedet. „Nach der zweiten Season gab es nicht mehr viel für mich zu tun“, erklärte er gegenüber *Variety*, „ich kann nicht immer nur Leute für tot erklären und versuchen, sie wiederzubeleben.“ Seitdem sahen Kinogänger ihn hin und wieder in Independentfilmen, etwa in „Station Agent“ (2003) und vergangenes Jahr in „Win Win“. Den Sprung zum dauerhaften Star im Seriengeschäft hat hingegen Kim Raver, die seit ihrem Ausstieg bei „Third Watch“ in „24“, „Lipstick Jungle“ und aktuell in „Grey's Anatomy“ zu sehen war.

In Deutschland war „Third Watch“ leider kein großer Erfolg. Vox sendete zwar die ersten drei Staffeln hintereinander im Hauptabendprogramm, kaufte die weiteren aber nicht mehr. Die DVD-Veröffentlichung ist bei uns über Staffel 1 nicht hinaus gekommen, auch in den USA sind bislang nur zwei Staffeln erschienen. Verdient hätte die Serie hierzulande auf jeden Fall mehr Fans, denn trotz aller Schwächen in den späteren Folgen stellt sie sicher ein Highlight des jüngeren US-Network-Fernsehens dar. ***Marcus Kirzynowski***

**Staffel 1 ist in Deutschland, Staffel 2 bislang nur in den USA bei Warner Bros. auf DVD erschienen.**


Engagierte Staatsdiener: der Präsident und seine engsten Vertrauten in „The West Wing“

# Der Drehbuchgott

Aaron Sorkin ist einer der besten Autoren der Gegenwart, sowohl beim Film als auch beim Fernsehen. Mit „The West Wing“ schrieb er eine der tiefgründigsten Serien der US-TV-Geschichte, vergangenes Jahr bekam er den Oscar. Für HBO arbeitet er an seiner neuen Serie.

In Aaron Sorkins kurzlebiger Serie übers TV-Business „Studio 60 on the Sunset Strip“ versucht ein Autor, dem fiktiven Network NBS eine Politdrama-Serie über die UNO zu verkaufen. Die sarkastische Reaktion des Programmdirektors: „Super, ich kann es kaum erwarten, bis es zur Debatte über Dafur kommt.“ Man kann davon ausgehen, dass Drehbuchschreiber Sorkin in dieser Szene seine eigenen Erfahrungen während der Arbeit an seiner erfolgreichsten Serie verarbeitet hat: Auch in „The West Wing“ (1999–2006) verhandelte er immer wieder Themen, die man sonst nicht gerade in einer Primetime-Show auf einem der großen US-Fernsehsender erwarten würde.
Spätestens seit seinen vor brillianten Dialogen nur so strotzenden Büchern für die Serie über eine fiktive US-Regierung gilt Sorkin als einer der besten TV-Autoren. Im vergangenen Jahr wurde er für sein Skript für den Facebook-Kinofilm „The Social Network“ auch mit einem Oscar ausgezeichnet. Damit ist er einer der wenigen Autoren, die mit Kinoarbeiten genauso erfolgreich sind wie mit Werken fürs Fernsehen. Dabei kam der am 9. Juni 1961 in Manhattan geborene Sorkin eher zufällig zum Schreiben. Ursprünglich wollte der Sohn einer Lehrerin und eines Copyright-Anwalts nämlich Schauspieler werden und erwarb deshalb einen Bachelor in Musiktheater. Aber in diesem Beruf blieb er erfolglos. Eines Wochenendes – so weiß die Legende –, während er auf das Haus eines Freundes aufpasste, stieß er auf eine Schreibmaschine und spürte, als er zu schreiben begann, Selbstvertrauen und Freude wie nie zuvor. Seine ersten Theaterstücke wurden noch an seiner alten Uni sowie am Off-Off-Broadway aufgeführt. Aber 1989 schaffte er den Sprung ins Eldorado der US-Theaterszene, an den Broadway.

### Dialoge in Schnellfeuergeschwindigkeit

„A Few Good Men“ hieß das Stück über ein Militärgerichtsverfahren. Die Filmrechte sicherte sich ein Produzent bereits, bevor es überhaupt Premiere hatte. Schließlich wollte Regisseur Rob Reiner („Harry und Sally“) den Stoff verfilmen, so kam Sorkin zu einem Vertrag mit dessen Studio Castle Rock Entertainment, für das er in den folgenden Jahren als Autor und Skriptdoktor arbeitete. Dort lernte er auch seine Kollegin Julia Bingham kennen, mit der er von 1996 bis 2003 verheiratet war und im Jahr 2000 eine Tochter bekam.
Reiners Film (deutscher Titel: „Eine Frage der Ehre“) war ein großer Erfolg, sowohl bei den Kritikern als auch an der Kinokasse. Das starbesetzte Justizdrama mit Tom Cruise, Jack Nicholson und Demi Moore weist bereits alle Elemente auf, für die Sorkin heute bekannt ist: moralische Auseinandersetzungen, tiefe Einblicke in komplizierte (staatliche) Institutionen und mit Schnellfeuergeschwindigkeit gesprochene Dialoge und Monologe. Cruise liefert sich als junger unbedarfter Militäranwalt ein faszinierendes Rededuell mit Jack Nicholson als abgebrühtem Kommandanten der US-Basis Guantanamo Bay, der es mit Vorschriften nicht allzu genau nimmt, wenn es darum geht, die Disziplin seiner Untergebenen durchzusetzen.
Parallel zu seinem Kino-Debüt schrieb Sorkin bereits an seinem zweiten Film „Malice“ (1993), einem Krankenhaus-Thriller, bei dem Harold Becker Regie führte. Der Suspense-Film mit Nicole Kidman und Alec Baldwin konnte den Erfolg des Vorgängers jedoch nicht wiederholen. Mit der Komödie „The American President“ verabschiedete sich Sorkin dann 1995 vorläufig von der Kinoleinwand. Neben seinen eigenen Büchern arbeitete Sorkin auch an einigen Filmen anderer Autoren. Als Skriptdoktor war er an Filmen wie „The Rock“ (1996), „Enemy of the State“ (1998) und Warren Beattys „Bulworth“ (1998) beteiligt.


Sorkins Durchbruch: „A Few Good Men“ mit Tom Cruis, Jack Nicholson und Demi Moore


„The American President“: Michael Douglas und Annette Bening

### „Sports Night“: Eine untypische Sitcom

Die erste Fernseharbeit des für seine tiefgründigen, politischen Drehbücher bekannten Autors war ausgerechnet eine Sitcom – zumindest formal. Denn stilistisch und inhaltlich war „Sports Night“, das ab 1998 zwei Staffeln lang bei ABC lief, ein eher ungewöhnlicher Vertreter des Genres. Angesiedelt hinter den Kulissen der gleichnamigen fiktiven TV-Show, behandelt die Serie regelmäßig auch gesellschaftspolitische Themen wie Religionsfreiheit oder Drogenpolitik. Dieser etwas merwürdig anmutenden Mischung blieb Sorkin später auch in seiner Serie „Studio 60“ treu. „Sports Night“ dreht sich hauptsächlich um die Beziehungen zwischen den beiden befreundeten Moderatoren und den Produzenten der Sportsendung, aber auch um ethische Auseinandersetzungen, die sich bei ihrer Arbeit ergeben. So kommt es gleich in der Pilotfolge zu einem Eklat, als der Vertreter des Senders einen Bericht über einen früher vom Apartheidsregime unterdrückten südafrikanischen Läufer aus dem Programm kippen will: Die Zielgruppe wolle nichts über benachteiligte Minderheiten sehen. Es ist wohl auch die Meinung des „Sports Night“-Autors, wenn Anchorman Casey McCall (Peter Krause, kurz vor seinem Durchbruch mit „Six Feet Under“) dem Manager entgegenschleudert, er lasse seine journalistische Arbeit nicht von 15-jährigen Zuschauern beeinflussen. Da die


Sorkins erster Ausflug hinter die Kulissen des TV-Geschäfts: „Sports Night“


Nie um einen Spruch verlegen: Präsident Bartlet (Martin Sheen), Stabschef Leo McGarry (John Spencer) und Sekretärin Debbie Fiderer (Lily Tomlin)


Schreibt am liebsten alles selbst: Aaron Sorkin

22-minütigen Folgen nicht primär auf Pointen abzielen, wirkt der Sitcom-typische, dem Live-Publikum zu verdankende *laugh track* ziemlich deplatziert. Im Laufe der Serie wird er dann auch zunehmend zurückgefahren, in der zweiten Staffel ebenso fallen gelassen wie die Aufzeichnung vor Studiopublikum. Auch filmisch erinnert die Show eher an aufwändigere Serien, Sorkin etabliert hier bereits eines seiner späteren Markenzeichen: Beim *walk and talk* laufen die Darsteller von Raum zu Raum, während sie sich nicht enden wollende Dialoge zuwerfen.

### „THE WEST WING“: EINE FEIER DES POLITISCHEN DISKURSES

In Sorkins erfolgreichster Serie „The West Wing“, die er 1999 bei NBC lancierte, treibt er dieses Stilmittel bis zum Exzess. Die Kamera wandert von Raum zu Raum, wenn sie den sich unterhaltenden Figuren auf deren Wegen durchs Weiße Haus folgt. In einer Rückblende in der vierten Staffel liefert Sorkin selbst die Entstehung dieses Rituals nach: „Do you mind if I talk while we walk?“, fragt Sam (Rob Lowe) seinen Freund und Kollegen Josh (Bradley Whitford) während ihrer ersten Tage im Westflügel. Das Konzept der Serie basiert im Grunde auf dem Rahmen, den Sorkin schon in seinem Buch für Rob Reiners Film „The American President“ („Hallo, Mr. President“) entworfen hat – abzüglich der reichlich unrealistischen Liebesgeschichte des dort verwitweten, von Michael Douglas gespielten, US-Präsidenten. Das NBC-Drama fokussiert sich hingegen ganz auf den stressigen Arbeitsalltag des demokratischen Präsidenten und seiner engsten Mitarbeiter. Martin Sheen, im Film noch Stabschef, übernimmt nun die Präsidentenrolle. Ursprünglich sollte er nur am Rande auftauchen, verkörperte den intellektuellen und warmherzigen Jed Bartlet aber so überzeugend, dass er sich schnell in den Mittelpunkt spielte. Sein Bartlet ist das Idealbild eines liberalen, weisen, umsichtigen Präsidenten, der auf idealtypische Weise alle Werte vertritt, für die die USA gerne stehen würden – und die sie dann in der Realität doch so oft nicht vertreten. Damit war er auch ein Gegenentwurf zum realen US-Staatsoberhaupt George W. Bush, dessen Amtszeit kurz nach Start der Show begann. Die Serie lebt aber auch davon, dass die anderen Hauptfiguren gleichberechtigt sind. Unter den durchweg großartigen Schauspielern sind vor allem John Spencer („L.A. Law“, 1986–94) als Stabschef und trockener Alkoholiker sowie Bradley Whitford als dessen engagierter, aber zu Fettnäpfchen neigendem Stellvertreter hervorzuheben.

Inhaltlich ist die Serie oft eine Feier des politischen Diskurses in einem demokratischen System, der Entscheidungsfindung durch Argumentation, auch des Kampfes um politische Mehrheiten. Obwohl in den von Sorkin fast komplett geschriebenen Staffeln 1 bis 4 dramatische Situationen außerhalb des Weißen Hauses nicht gezeigt, sondern nur über die Dialoge der dort Beschäftigten vermittelt werden, ist das Geschehen meistens unheimlich spannend (und dank geschliffener, oft pointierter Dialoge häufig auch witzig). Da geht es um Verbesserungen, die mühsam erkämpft werden müssen, um moralische Konflikte, um das Wünschenswerte und das Machbare in einer Demokratie. Dabei schreckt Sorkin natürlich nicht vor kontroversen Themen wie dem Umgang mit Homosexuellen in der Army oder der Frage nach der Berechtigung der Todesstrafe zurück.

„The West Wing“ war für eine Network-Serie mit so komplexen – und oft trockenen – Themen erstaunlich erfolgreich, nicht nur bei den Kritikern, und lief sieben Staffeln lang. Nach der vierten stieg Sorkin jedoch aus der Produktion aus. Schuld daran dürften sowohl seine wiederholten Drogenprobleme – nach langjähriger Abstinenz wurde er 2001 am Flughafen unter anderem mit Crack erwischt – als auch Konflikte mit dem Studio Warner Bros. TV aufgrund seiner Arbeitsweise gewesen sein. Er schrieb nämlich fast alle Folgen überwiegend im Alleingang und schaffte es deshalb selten, die Bücher rechtzeitig fertig zu stellen.

### „STUDIO 60 ON THE SUNSET STRIP“: HINTER DEN KULISSEN EINER COMEDY-SHOW

Seine öffentlich ausgebreitete Drogenabhängigkeit verarbeitete er dann gleich in der Pilotfolge seiner nächsten Serie „Studio 60 on the Sunset Strip“. In der 2006 gestarteten NBC-Show bekennt sich der wieder mit Bradley Whitford besetzte TV-Produzent Danny Tripp bei einer Preisverleihung als kokainsüchtig. Erneut geht es um eine fiktive Fernsehsendung, diesmal eine Sketch-Comedy im Stil von „Saturday Night Live“. Und wieder nutzt Sorkin diesen Rahmen, um sich kritisch mit der Entwicklung des Mediums auseinander zu setzen. Neben dem bereits aus „The West Wing“ bekannten Whitford spielt „Friends“-Star Matthew Perry den zweiten Showrunner (auch er hatte schon eine wiederkehrende Rolle in der Vorgängerserie). Die Arbeitsweise der beiden fiktiven Produktionspartner ist auch ein Abbild von Sorkins langjähriger Zusammenarbeit mit Thomas Schlamme an allen seinen drei Serien. Während Schlamme teilweise die Regie übernimmt und sich ansonsten hauptsächlich um den Ablauf der Produktion kümmert, konzentriert sich Sorkin am liebsten ganz aufs Schreiben. Nach einem furiosen Auftakt sackt die inhaltliche Qualität seiner dritten Serie leider ziemlich ab, was sich auch in den Quoten widerspiegelte. Zum einen kränkelt sie daran, dass die fiktive Comedy-Show nie wirklich witzig wirkt, während sie von den Figuren ständig als Gral der Fernsehunterhaltung behandelt wird. Zum anderen bietet die Produktion einer solchen Show eben auch nicht das dramatische Potential, das der Blick hinter die Kulissen des Weißen Hauses verspricht. So fiel dann nach einer Staffel im Studio 60 auch schon die letzte Klappe.

### EIN OSCAR FÜR EINE UNIVERSELLE GESCHICHTE

2007 kehrte Sorkin nach einem Jahrzehnt ausschließlicher Fernseharbeit zum Kino zurück. Für Mike Nichols' Film „Charlie Wilson's War“ adaptierte er das Sachbuch über den Kongressabgeordneten, der den Stellvertreterkrieg der CIA in Afghanistan initiierte, Tom Hanks übernahm die


Blick hinter die Kulissen, Teil 2: das Team der fiktiven Fernsehshow „Studio 60“

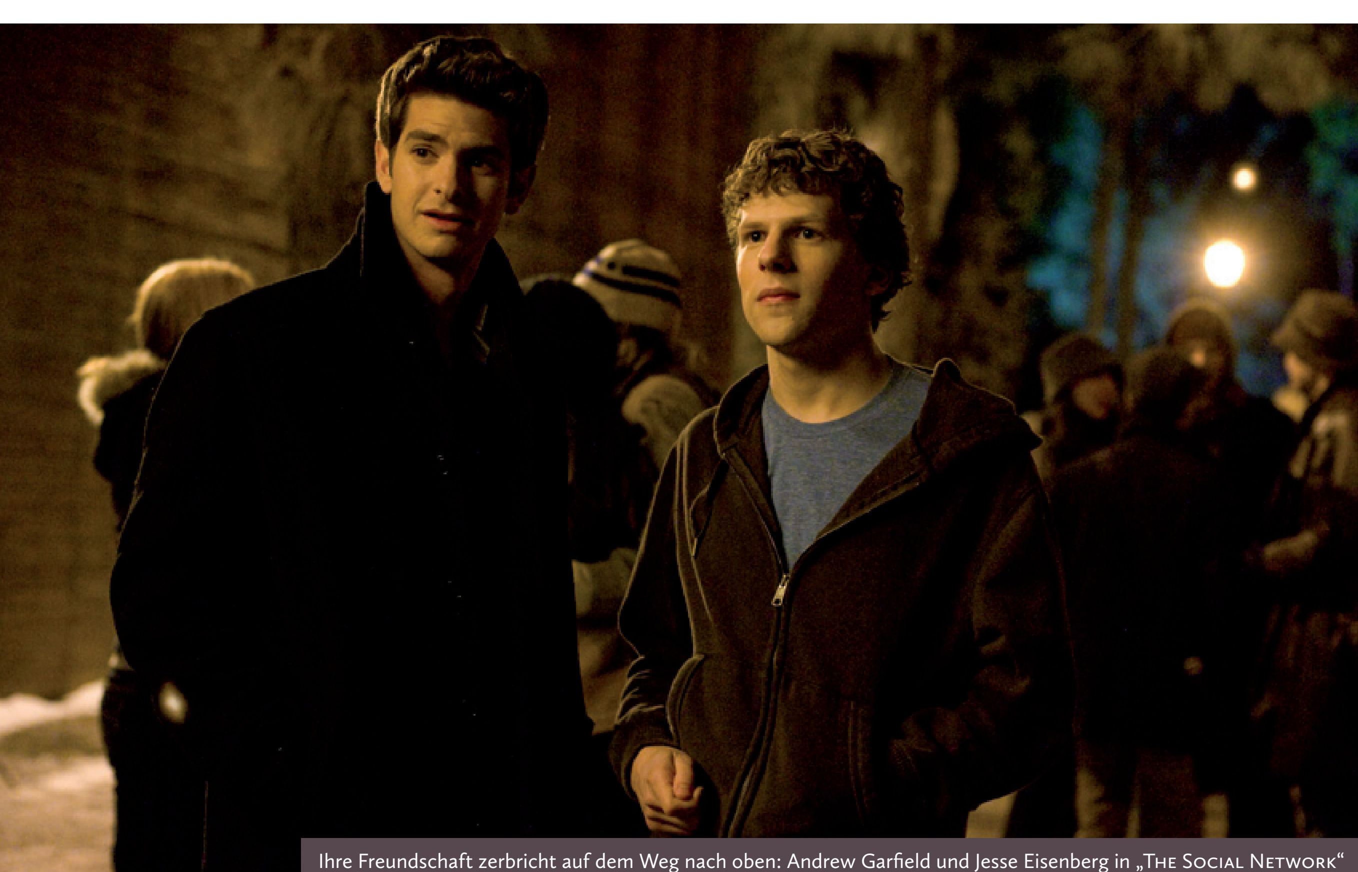
Titelrolle. Für Überraschung sorgte danach die Ankündigung, Sorkins nächstes Projekt sei ein Film über die Gründung von Facebook, basierend auf einem weiteren Sachbuch. Viele bezweifelten, dass ein Film über eine Internetplattform spannend werden könnte. Aber der Autor übertraf alle Erwartungen, indem seine Story auf einer viel universelleren Ebene funktioniert. Es geht ihm weniger um das erfolgreichste Soziale Netzwerk der Welt, als vielmehr um die Bedingungen des Weges zu Ruhm und Reichtum. „The Social Network“ ist die Geschichte eines im Grunde einsamen jungen Mannes (Mark Zuckerberg, von Jesse Eisenberg perfekt verkörpert), der über technische Genialität, aber kaum soziale Fähigkeiten verfügt und seinen einzigen wahren Freund verrät. Für seine einfühlsame Geschichte und die wie immer brillianten Dialogkaskaden erhielt Sorkin zu Recht den Oscar für das beste adaptierte Drehbuch. Zuletzt kam bei uns Anfang Februar mit Sorkin als Co-Autor „Moneyball“ in die Kinos, ein biografisches Sportdrama mit Brad Pitt als Manager eines Baseballteams.

**ZURÜCK ZUM TV: SERIE ÜBERS HARTE NACHRICHTENGESCHÄFT**

Aber der frischgebackene Oscar-Preisträger wird dem Fernsehen nicht endgültig den Rücken zukehren. Für HBO hat er das neue Serienprojekt „The Newsroom“ entwickelt. Zehn Folgen hat der Sender bereits bestellt. Mit Alan Poul ist neben Sorkin ein weiterer renommierter Executive Producer an Bord der neuen Serie, der für HBO schon „Six Feet Under“ (2001–2005) produzierte. Das Konzept klingt wie eine Mischung aus Sorkins vorherigen Serien: Im Mittelpunkt steht die Arbeit eines Nachrichtenkanals. Mit Jeff Daniels spielt ein bekannter Kinodarsteller den Moderator einer politischen Talkshow, dessen befreundeter Co-Moderator ein besseres Angebot angenommen und einen Großteil des Teams mit zu dem anderen Sender genommen hat. Dem verbliebenen Host wird nun eine neue ausführende Produzentin (Emily Mortimer) vorgesetzt, mit der er eine neue Sendung mit einem neuen Team entwickeln soll. Mit Dev Patel gehört auch ein Schauspieler zur Besetzung, den Fans britischer Serien noch als Anwar aus „Skins“ (ab 2007) kennen dürften. Man kann davon ausgehen, dass das Setting Sorkin ausreichend Gelegenheit geben wird, wieder zu politischen Themen Stellung zu beziehen und sich mit dem Zustand des US-Fernsehgeschäfts auseinander zu setzen. Ein Nachrichtensender dürfte dafür ein wesentlich geeigneterer Handlungsort sein als eine Comedyshow wie in „Studio 60“. Gerade die wachsende Rolle des radikal konservativen Senders Fox News sorgt seit Jahren für eine Verflachung des politischen Diskurses in den USA. Sorkin hat vor Beginn der Arbeit an der Serie ausführlich hinter den Kulissen der Newskanäle MSNBC, Fox News und CNN recherchiert. Wenn alles klappt – und die Kombination Sorkin, HBO und Thema Nachrichtenkanal klingt mehr als viel versprechend –, könnte der Autor endlich einen würdigen Nachfolger für „The West Wing“ schaffen. Und das hat ihm unter Serienfans immerhin den Spitznamen Drehbuchgott eingebracht.

***Marcus Kirzynowski***

**„The West Wing“ läuft in Deutschland auf FOX.**



Ihre Freundschaft zerbricht auf dem Weg nach oben: Andrew Garfield und Jesse Eisenberg in „The Social Network“







Von einem Schlamassel in den nächsten: Kelly (Lauren Socha), Alisha (Antonia Thomas), Simon (Iwan Rheon) und Curtis (Nathan Stewart-Jarrett)

# Die Anti-„Heroes“

**„Misfits“ ist Englands Antwort auf das amerikanische Superhelden-Genre. Im Mittelpunkt stehen fünf jugendliche Straftäter, die trotz übernatürlicher Kräfte weiter Müll aufsammeln müssen. Im Februar erscheint die erste Staffel auf Deutsch.**

Was wäre, wenn es wirklich Menschen mit Superkräften gäbe? Diese Frage ist nicht neu, wird schon seit Jahrzehnten immer mal wieder von Comic- oder Drehbuchautoren beantwortet, ob in Alan Moores legendärem „Watchmen“ oder in Tim Krings „Heroes“. Eine Antwort, die so *down to earth* ist wie in der britischen Serie „Misfits“, hat es aber bisher wohl noch nicht gegeben. Titelhelden der E4-Serie sind fünf junge Straftäter, die wegen geringerer Delikte Sozialstunden ableisten müssen. Dabei geraten sie in ein ungewöhnliches Gewitter und werden – alle gleichzeitig – vom Blitz getroffen. Danach entdecken sie einer nach dem anderen, dass sie über Superkräfte verfügen. Das macht ihr Leben nun nicht gerade einfacher, denn zum einen sind diese Kräfte oft eher hinderlich als hilfreich. So wird nun etwa jeder Mann, der die attraktive Alisha (Antonia Thomas) nur berührt, sofort zu einem willenlosen Sexmaniac, der sie gleich an Ort und Stelle vergewaltigen will. Zum anderen sind die Fünf nicht die einzigen Bürger, die von dem seltsamen Blitz getroffen wurden, und so geraten sie ständig mit neuen schrägen Typen aneinander, die über die unterschiedlichsten Superkräfte verfügen. Und der ein oder andere setzt seine gerne ein, um Menschen zu killen.

Das klingt zunächst mal etwas trashig – und das ist es auch. Aber eben nicht nur. Im Gegensatz etwa zu „Heroes“ sind die Hauptfiguren hier trotz ihrer Kräfte eben keine Superhelden, sondern teilweise ziemlich asoziale jugendliche Delinquenten, die mit deftigen Sprüchen nur so um sich schleudern, die ständig Fehler machen und sich meist überhaupt nicht heldenhaft verhalten. So ist Nathan (Robert Sheehan) die meiste Zeit ein selbstverliebtes Arschloch, Simon (Iwan Rheon) ein creepy Außenseiter, Kelly (Lauren Socha) eine aggressive junge Frau mit einem unfassbaren Slang usw. Das einzige, was sie gemeinsam haben, ist ihre



„Picking up litter was the best time of my life“: Die fünf „Misfits“ werden während ihrer Sozialstunden zu Helden wider Willen

neue Situation. Mehr gegen ihren Willen schweißt sie das natürlich zusammen, was aber nicht heißt, dass sie nun plötzlich die besten Freunde würden. Genauso langsam, wie die Figuren ihre gegenseitige Abneigung verlieren, schließt man sie auch als Zuschauer ins Herz. Denn zu Anfang wirken sie noch extrem unsympathisch. Erst mit der Zeit merkt man, dass sich hinter den großen Klappen bei jedem auch gute Seiten verstecken.

## CHARAKTERGETRIEBENE PLOTS

Das 2009 gestartete „Misfits“ basiert lose auf der US-amerikanischen Serie „Misfits of Science“ (1985/86), die bei uns als „Die Spezialisten unterwegs“ Ende der 80er Jahre auf dem damaligen RTL plus lief (wobei die Inspirationsquelle in den Credits nie genannt wird). Außer der Grundprämisse, dass eine Handvoll eher junger Außenseiter plötzlich Superkräfte hat, haben die beiden Serien aber im Grunde nichts gemeinsam. Außer vielleicht noch die trashigen Gegner. Da wird vor nichts zurück geschreckt, was die Klamottenkiste der Superschurken hergibt, von Gestaltwandlern bis zu lebenden Ego-Shootern und tötenden Milchverspritzern. Diese oft trashigen Episodenplots gehen aber einher mit tiefgründigeren episodenübergreifenden Story Arcs, die gerne mal Rätsel à la „Lost“ oder „Battlestar Galactica“ aufwerfen. Da gibt es geheimnisvolle maskierte Beschützer, Zeitreisen etc. Neben viel Situationskomik und wirklich witzigen Sprüchen bleibt auch genügend Raum für stillere, bewegendere Momente.

Insgesamt ist das Ganze eine ziemlich gewagte Mischung aus SciFi-Action, Coming-of-Age-Drama und abgefahrener Comedy. Und erstaunlicherweise funktioniert diese Mischung zumindest in den ersten beiden Staffeln sehr gut. Stilistisch ist die Serie alles andere als 08/15, es gibt immer wieder gelungene Regieeinfälle und optische und formale Spielereien. Hinzu kommt ein treffender Einsatz von Popsongs, ziemlich viel Sex und eine explizite Sprache, wie sie selbst in HBO- oder Showtime-Serien selten zu hören ist. „Wank“ und „shag“ dürften wohl zu den meistbenutzten Wörtern zählen. Auch das sorgt für Realismus, denn abgesehen von der absurden Grundprämisse zeigt die Serie glaubwürdige Charaktere aus der Unterschicht statt comichafter Superhelden (die folgerichtig auch weiterhin ihren Alltag überwiegend mit Müll einsammeln herumbringen müssen).

Anders als in „Heroes“, wo es immer gleich darum geht, die ganze Welt zu retten, entstehen die Plots in „Misfits“ meist aus den Charakteren und den Situationen heraus, in die diese geraten. So ist es ein schöner *running gag*, dass ihnen ständig Bewährungshelfer gefährlich werden (und auch die ungefährlichen meistens nicht viele Folgen lebend überstehen). Auch die Superkräfte selbst sind zunächst an die Geschichten und Ängste der Charaktere angebunden: der schüchterne Simon, der für andere Menschen meist unsichtbar bleibt, kann sich plötzlich wirklich unsichtbar machen, Curtis (Nathan Stewart-Jarrett), der wegen Drogenbesitzes seine Läuferkarriere beenden musste und sich nichts sehnlicher wünscht als die Zeit zurück drehen zu können, kann auf einmal genau das, die attraktive Alisha, die Angst hat, auf ihren Körper reduziert zu werden, macht nun unabsichtlich alle Männer im Wortsinne verrückt. Leider werden die Superkräfte nach der zweiten Staffel komplett ausgetauscht durch eher unsinnige Eigenschaften wie „eine Raketenwissenschaftlerin zu sein“. Allerdings ist die Serie mit der bis kurz vor Weihnachten ausgestrahlten dritten Staffel ohnehin weitgehend den Bach runter gegangen.

## DRITTE STAFFEL KANN NIVEAU NICHT HALTEN

Das war schon zu befürchten gewesen, als bekannt wurde, dass mit Robert Sheehan der *leader of the pack* in den neuen Folgen nicht mehr dabei sein würde. Der Einstieg von Joseph Gilgun (der Woody aus „This is England“, 2006) als ebenso großmäuliger, aber überwiegend nur nervender Rudy bestätigte dann, dass die Gruppendynamik ohne Nathan nicht mehr funktioniert. Hier wäre es wohl besser gewesen, als Ersatz einen gänzlich unterschiedlichen Charakter einzuführen, der das Fehlen des Vorgängers nicht immer wieder schmerzhaft bewusst


Annäherung mit Hindernissen: Alisha (Antonia Thomas) und Curtis (Nathan Stewart-Jarrett)


Rettung in der Not: Nathan (Robert Sheehan, r.) und der geheimnisvolle „Superhoodie“


Werden nur langsam zu Freunden: Diese Vier sind in allen drei Staffeln dabei

macht. Zudem verkommen die anderen lieb gewonnenen Charaktere in der dritten Staffel weitgehend zu Nebenfiguren. Auch die meisten der neuen Drehbücher haben weder den Witz noch die Tiefe früherer Folgen. Stattdessen geht es um Zeitreisen in ein alternatives „Drittes Reich“ und vom Abfallen bedrohte Geschlechtsteile. Lediglich Curtis‘ neue „Superkraft“, sich in ein Mädchen verwandeln zu können, bietet Anlass für interessante Auseinandersetzungen mit Gender-Fragen. Der Ausstieg zweier weiterer Hauptfiguren lässt zudem auch für die bereits georderte vierte Staffel nichts Gutes mehr erwarten. Manchmal ist es eben besser aufzuhören, wenn es am schönsten ist – und das wäre wohl am Ende der zweiten Season gewesen.
Inzwischen arbeitet „Misfits“-Schöpfer Howard Overman (der einen Großteil der Folgen auch alleine geschrieben hat) zusammen mit „Gossip Girl“-Creator Josh Schwartz bereits an einem US-Remake. Wer einmal versucht hat, die schnell wieder abgesetzte 2011er MTV-Version von „Skins“, einer anderen erfrischend unkonventionellen Erfolgsserie von E4, anzuschauen, kann sich denken, dass auch diesmal die Übertragung wahrscheinlich kaum funktionieren wird. Ist es doch gerade der respektlose Umgang mit dem amerikanischen Superheldenmythos in Verbindung mit dem Setting im britischen Unterschichtenmilieu und dem teils unverständlichen Slang, der den Charme von „Misfits“ ausmacht.
Wer also eine etwas andere Superheldenserie mit intelligenten Drehbüchern, toller Inszenierung und guten Darstellern sehen will, sollte sich die ersten beiden Staffeln des Originals nicht entgehen lassen. Ab Ende Februar gibt es dazu – zumindest was die erste angeht – endlich auch auf dem deutschen DVD-/BluRay-Markt Gelegenheit. ***Marcus Kirzynowski***

**Staffelbox 1 in Deutschland ab dem 24. Februar bei Polyband. Staffeln 1–3 im UK bei Channel 4 DVD.**





# Der Traum von der kreativen Freiheit

Unter dem provokanten Titel „Besser als Kino?“ lud das Filmbüro Nordrhein-Westfalen im Dezember zu einem Symposium nach Köln ein. Produzenten, Autoren und Redakteure diskutierten darüber, welche Chancen der internationale Trend zu epischen Erzählformen in modernen Fernsehserien für deutsche Filmemacher bietet.


Erzählte via Skype über seine Arbeit: „Breaking Bad“-Showrunner Vince Gilligan

In einem ersten Panel trafen drei Drehbuchautoren aufeinander, die bereits Erfahrungen mit episch erzählten Stoffen haben: Stefan Kolditz schrieb den dreiteiligen ZDF-Fernsehfilm „Unsere Mütter, unsere Väter“, der dieses Jahr ausgestrahlt werden soll. Er begleitet fünf befreundete junge Erwachsene, deren Lebenswege in den Wirren des Zweiten Weltkriegs unterschiedlichste Pfade einschlagen. Stephan Rick hat zusammen mit Silja Clemens die Kika-Serie „Allein gegen die Zeit“ (seit 2009) entwickelt, eine Art deutsches „24“ für Kinder über eine Gruppe von Schülern, die gegen Geiselnehmer an ihrer Schule kämpfen müssen.

**Stefan Kolditz:** „Die Lebenswirklichkeit der Zuschauer ist in den letzten 20 Jahren komplexer geworden. Dem passen sich die modernen Serien an. Damit Figuren glaubwürdig sind, müssen sie durch die Ereignisse mit ihrem dunkeln Kern konfrontiert werden.“
**Stephan Rick:** „Die Nähe zum Publikum entsteht, indem die Charaktere auch alltägliche Situationen erleben, dass sie zum Beispiel eben auch eine Familie haben. Überhöhung und Authentizität müssen kein Widerspruch sein.“

Regisseur Christoph Hochhäusler und der WDR-Fernsehfilm-Redakteur Frank Tönsmann stellten in Köln ihr Projekt „Dreileben“ vor, das vergangenes Jahr im Ersten lief. Es besteht aus drei im Grunde eigenständigen Filmen, die locker miteinander verknüpft sind. Die Idee dazu entstand aus einem E-Mailwechsel zwischen Hochhäusler und seinen Regisseurskollegen Christian Petzold und Dominik Graf. Für Redakteur Tönsmann ist „Dreileben“ eine von „verschiedenen Möglichkeiten, das Medium Fernsehen zum Erzählen zu nutzen“. Hochhäusler erklärte, es sei darum gegangen, „Filme in Nachbarschaft zu machen, die miteinander im Austausch sind“. Es sei dann nicht schwer gewesen, das Projekt im Ersten unterzubringen. Tönsmann hatte bereits Dominik Grafs TV-Serie „Im Angesicht des Verbrechens“ (2010) betreut.
Aus dem Tagungspublikum wurde die Programmpolitik kritisiert, alle „Dreileben“-Filme an einem Abend hintereinander zu senden, da viele Zuschauer so nicht bis zum Ende hätten zusehen können. Tönsmann erklärte daraufhin, drei aufeinander folgene Abende frei zu machen, sei bei der Programmstruktur des Ersten nicht möglich gewesen. Die Alternative hätte geheißen, die Filme an drei Mittwochen auszustrahlen. Bei der Premiere auf der Berlinale hätte sich aber der Eindruck ergeben, es sei wichtig, die Filme im Zusammenhang zu sehen. Außerdem sei die mediale Aufmerksamkeit bei dieser kompakten Form größer. Auch bei Serien sei das Hauptproblem, dass die ARD nur einen Sendeplatz zur Hauptzeit dafür habe, den Dienstag um 20 Uhr 15. Es sei schon schwierig gewesen, „Im Angesicht des Verbrechens“ am späten Freitagabend auf dem sonst für „Tatort“-Wiederholungen reservierten Platz unterzubringen.

Nach der Präsentation hatte **torrent** Gelegenheit, Frank Tönsmann noch einige kurze Fragen zu der Serie von Dominik Graf zu stellen:
**torrent: Wie kam „Im Angesicht des Verbrechens“ eigentlich zustande?**
**Frank Tönsmann:** „Ursprünglich hatte der ehemalige RTL-Programmdirektor Mark Conrad die Idee, ein Spin-Off zu der von ihm produzierten Krimiserie „Abschnitt 40“ (2001–2006 bei RTL; d. Red.) zu entwickeln. Sie sollte sich auf zwei der Polizisten aus der Originalserie fokussieren. Diese Figuren sind dann später fallen gelassen worden. Erst ist Conrad damit an Sat.1 heran getreten, die aber auf Grund ihrer negativen Erfahrungen mit dem Vierteiler „Blackout“ (2006, von Sat.1 wegen schlechter Quoten nach zwei Teilen ins Spätprogramm abgeschoben; d. Red.) abgelehnt haben. Er hat auch Rolf Basedow ins Boot geholt, das Drehbuch zu schreiben.“

**Gab es jemals Überlegungen, eine zweite Staffel von „Im Angesicht Des Verbrechens“ zu machen? Oder ist die Story in den zehn Folgen auserzählt?**
„Wir haben mal darüber gesprochen, kamen aber zu dem Ergebnis, dass eine zweite Staffel den starken Eindruck




Engagiertes Fernsehen, aber schwierige Programmierung: „Dreileben“-Regisseur Christoph Hochhäusler und WDR-Redakteur Frank Tönsmann



Spezialist für *scandinavian crime:* Peter Nadermann von ZDF Enterprises mit Moderator Thomas Lückerath

der ersten nicht wiederholen könnte. Deshalb kam von den Beteiligten keine wirkliche Forderung zu einer Fortsetzung. Es ist besser, eine gute abgeschlossene Sache zu haben.“

In der anschließenden Podiumsdiskusion traf Tönsmann auch auf seinen Kollegen Peter Nadermann, der für ZDF Enterprises unter anderem die dänische Krimiserie „Kommissarin Lund“ (seit 2007, Remake als „The Killing“ bei AMC) co-produziert:

**Frank Tönsmann:** „Wir konnten ‚Im Angesicht des Verbrechens‘ zwar nach Skandinavien verkaufen, im romanischen Sprachraum bestand aber kein Interesse. Bei den Briten auch nicht, weil Serien mit Untertiteln bei denen nicht gerne gesehen werden.“

**Peter Nadermann:** „International gibt es zurzeit ja zwei Trendthemen: Historienstoffe wie die ‚Borgias‘ und *scandinavian crime*. Bei uns rufen US-Produktionsfirmen schon an, bevor wir eine neue Serie mit unseren skandinavischen Partnern produziert haben, weil sie sich die Rechte für ein Remake sichern wollen. Das deutsche Fernsehen müsste weniger produzieren und dafür mit höherem Budget. ARD und ZDF müssten sich gemeinsam darauf verständigen, das Niveau eine Stufe anzuheben.“

**Tönsmann:** „Generell ist für die Öffentlich-Rechtlichen genauso wichtig wie gute Quoten, mit ihren Eigenproduktionen prägende Marksteine zu setzen.“

Dass das deutsche Fernsehen noch weit von der kreativen Freiheit entfernt ist, wie sie Autoren und Produzenten etwa bei den US-Kabelsendern genießen, wurde deutlich, als zum Abschluss Vince Gilligan per Skype zur Tagung zugeschaltet wurde. Der „Breaking Bad“-Showrunner betonte, dass AMC ihm bei der Gestaltung seiner Serie fast völlig freie Hand lasse. Die Idee zu der Show sei entstanden, als er sich nach dem Ende von „Akte X“ (1993–2002), wo er als Ausführender Produzent und Autor gearbeitet hatte, mit Kollegen über ihre berufliche Zukunft unterhalten habe: „Wir scherzten darüber, ob wir ein Meth-Labor aufmachen sollten.“ Sie hätten dann gar nicht erst versucht, die Serienidee an die großen Networks zu verkaufen. Dazu sei die Hauptfigur des Drogen kochenden Chemielehrers einfach zu gewagt gewesen.

Dass AMC seine Autoren ernst nehme, erkenne man auch daran, dass bei „Breaking Bad“ alle bis auf einen zugleich einen Producer-Titel hätten. „Als ich bei den ‚X-Files‘ arbeitete, ermutigte Chris Carter die Autoren immer, auch an die Umsetzung zu denken“, erklärte Gilligan. „Jeder musste auch über das Budget und die Besetzung nachdenken, statt nur in seinem Elfenbeinturm vor sich hin zu schreiben.“

Das Fernsehen könne eine langsame Suchtwirkung entfalten, wie es im Kino nur selten möglich sei. „Das gab‘s ja höchstens mal bei ‚Star Wars: Das Imperium schlägt zurück‘, wo ich als Jugendlicher dachte, unmöglich, danach drei Jahre auf die Fortsetzung zu warten“, erinnerte sich Gilligan.

Eines wurde in Köln deutlich: Bei den derzeitigen Produktionsbedingungen und solange die Quote auch bei den Öffentlich-Rechtlichen oberstes Kriterium ist, wird es wohl noch eine Weile dauern, bis auch deutsche Serien eine vergleichbare Suchtwirkung entfalten wie international hoch gelobte Formate à la „Breaking Bad“.

***Marcus Kirzynowski***





# A dangerous mind

## Idris Elba brilliert als getriebener Cop „Luther“



Der „The Wire“-Star mal ganz anders: Idris Elba als abgründiger Londoner Chief Inspector John Luther

Auf den ersten Blick wirkt die BBC-Produktion „Luther“ wie eine dieser typisch britischen Krimiserien mit einem unkonventionellen Ermittler à la Dr. Edward „Fitz“ Fitzgerald: John Luther ist Chief Inspector bei einer Londoner Einheit für Kapitalverbrechen. Er hat eine brillante Kombinationsgabe, aber auch ein schwer zu kontrollierendes Temperament. Und er schreckt nicht davor zurück, die Grenzen des Gesetzes zu überschreiten, wenn er es für notwendig hält, um Menschenleben zu retten. So ist er gleich zu Beginn der Serie suspendiert, weil ein Tatverdächtiger unter seiner Obhut schwer verunglückt und daraufhin ins Koma gefallen ist. Da es aber keine Beweise gibt, dass Luther Gewalt angewendet hat, darf er bald wieder seinen Dienst antreten.

Tatsächlich hat der Detective mit äußerst brachialen Methoden versucht, den Kindesentführer zu zwingen, sein Versteck preiszugeben, wie wir als Zuschauer schon bald in einer Rückblende zu sehen bekommen. Langsam wird klar, dass die psychischen Defekte dieser Figur weit über das Maß hinaus gehen, das wir etwa aus „Für alle Fälle Fitz“ gewohnt sind. Auch in den weiteren Folgen verhält sich John Luther regelmäßig eher wie ein Psychopath als wie ein normaler Cop. Zudem freundet er sich auch noch mit einer kaltblütigen Mörderin an, der er ihren Doppelmord allerdings nicht nachweisen kann. Und die fühlt sich wiederum so stark zu dem Polizisten hingezogen, dass sie sogar beginnt, für ihn zu töten.

Auf den zweiten Blick ist „Luther“ also eher ein psychologisches Drama im Gewand einer Krimiserie. Ähnlich wie vergangene großartige BBC-Thrillerreihen funktioniert sie dabei auf mindestens zwei Ebenen: Wer nur unregelmäßig einschaltet, kann sich an den psychologisch durchaus interessanten „Fällen der Woche“ erfreuen, in denen es nie um den *Whodunnit* geht, denn der Täter ist dem Zuschauer immer schon am Anfang bekannt. Vielmehr steht die Frage nach dem Motiv im Mittelpunkt – wobei das immer auf psychischen Defekten begründet ist – sowie der Weg, auf dem Luther ihn überführt. Guckt man die Folgen am Stück, ist die übergreifende Handlung das Wichtigere: die Charakterentwicklung, die Beziehung zwischen Luther und seiner (Noch-)Ehefrau, die zunehmenden Zweifel, ob er sich wirklich im Griff hat. In der fünften Episode gerät der Detective selbst unter Mordverdacht, und spätestens jetzt werden alle Genrekonventionen fallen gelassen.

### One-Man-Show für einen wandlungsfähigen Star

Weitgehend ist „Luther“ eine One-Man-Show. Es ist wahrscheinlich die Rolle seines Lebens für Idris Elba. Und der war immerhin schon der „Stringer“ Bell, hochintelligenter und eiskalt intrigierender Drogenbaron in „The Wire“. Erstaunlich ist, wie Elba seine neue Rolle so anders anlegt, dass kaum zu glauben ist, dass beide Figuren vom selben Schauspieler verkörpert werden. War er als „Stringer“ allzeit kontrolliert und zurückhaltend, ist er als Luther meist zornig und aufbrausend – bis hin zum Manischen. Diese erstaunliche Wandlungsfähigkeit zeigt sich aktuell auch in der Showtime-Dramedy „The Big C“, wo er als lockersympathischer Maler wieder eine ganz andere Seite seines Könnens zeigt.

Obwohl Elbas Figur immer im Mittelpunkt der Handlung steht und er schauspielerisch ohnehin allen anderen die Schau stiehlt, sind auch die weiteren Darsteller nicht zu verachten. Unter anderem gibt es ein Wiedersehen mit Indira Varma, der exotischen Schönheit aus der ersten „Rome“-Staffel, die diesmal Luthers Ehefrau spielt. Und Ruth Wilson überzeugt als psychopathische Killerin und höchst ungewöhnliches *love interest* des Titelhelden.

Merkwürdigerweise kam die Serie beim BBC-Publikum nicht so richtig toll an, die Quoten sanken im Verlauf der ersten, 2010 ausgestrahlten Staffel. Dennoch gab die Anstalt grünes Licht für eine zweite, jedoch nur noch vier Folgen umfassende Staffel (die Polyband bereits am 12. März herausbringt) und inzwischen auch für eine dritte. Dass die Show in Zeiten, wo sich ungewöhnliche Ermittler gerade auch im britischen Fernsehen größter Beliebtheit erfreuen – „Sherlock“ lässt grüßen – nicht mehr Fans gefunden hat, ist erstaunlich. Denn erzählerisch, schauspielerisch und auch inszenatorisch gehört sie sicher zum Modernsten und Fesselndsten, was im UK derzeit produziert wird. Nachdem das ZDF die ersten sechs Folgen vor kurzem auf seinem Digitalkanal neo versendet hat, bietet sich mit der DVD-Veröffentlichung nun noch einmal Gelegenheit, sie zu entdecken. *kir*

**GB 2010 P.: Phillippa Giles. B.: Neil Cross. Mit: Idris Elba, Ruth Wilson, Saskia Reeves, Indira Varma. 300 Min. (Staffel 1), 200 Min. (Staffel 2) Ton: Deutsch / Englisch; UT: keine Angaben. Label/Vertrieb: Polyband/ Toppic Video. DVD/BluRay ab 27. Februar (Staffel 1) bzw. 12. März (Staffel 2); ca. 19 €.**


Ihre äußere elegante Erscheinung verbirgt so einiges: Don Draper und Kollegen

# Die Briten kommen

In der dritten „Mad Men“-Staffel gibt es für Don Draper & Co. viele Veränderungen

„Nobody knows what's wrong with themselves and everybody else can see it right away.“ Diesen klugen Satz sagt eines von Don Drapers zahllosen *love interests* in der vierten Staffel von „Mad Men“ zu ihm. Es könnte auch das Motto der gesamten Serie sein. Denn genau darum geht es in ihr, wenn man erst einmal unter ihre Oberfläche gesehen hat: Um Menschen, die nicht die sind, die sie vorgeben zu sein, deren äußere, meist makellose Erscheinung etwas verbirgt: ein Geheimnis, eine Sehnsucht, manchmal ein komplett anderes Leben. Und die Charaktere selbst könnten meist am allerwenigsten sagen, was es genau ist, was sie da verbergen, wonach sie im tiefsten Inneren suchen, während sie nach außen hin nach Erfolg, Sicherheit oder der nächsten Affäre streben.

Vordergründig handelt „Mad Men“ von Leuten, die in den 60er Jahren in einer New Yorker Werbeagentur arbeiten. Auf den zweiten Blick ist es eine Serie über die (langsamen) gesellschaftlichen Veränderungen, die die USA in dieser Zeit durchgemacht haben. Erst auf den dritten Blick dreht sie sich um einen Haufen im Grunde mehr oder weniger unglücklicher Menschen, die nicht die sind, die sie zu sein scheinen. Im Wesentlichen spielt hier jeder ein Spiel, das alltägliche Spiel, das jeder kennt, der sich schon mal in einem Bürojob versucht hat: bloß niemandem sein wahres Ich zeigen, immer gut drauf sein und allzeit bereit.

In den 13 Folgen der dritten Staffel, die Ende März endlich auf Deutsch erscheint, müssen Draper und sein Umfeld mit zahlreichen Veränderungen klar kommen: Sterling Cooper ist von einer britischen Agentur geschluckt worden, die Partner sind nicht länger Herren im eigenen Haus, sondern müssen sich den Anweisungen aus London beugen. Mit Lane Pryce (großartig: Jared Harris) haben die Briten einen sehr distinguierten „Watchdog“ in der Madison Avenue installiert, der allerdings schon bald in Loyalitätskonflikte gerät. Aufgrund ihrer Schwangerschaft hat sich Betty Draper – eher schlecht als recht – wieder mit ihrem Gatten zusammen gerauft, aber neues Ungemach für die Ehe lässt nicht lange auf sich warten. Für eine andere Hauptfigur, Büroleiterin Joan Harris, heißt es nach ihrer Heirat, von ihren Kollegen Abschied zu nehmen. Aber im Staffelfinale überraschen die Autoren mit einer völlig unerwarteten Wendung, die uns eine ebenso witzige wie spannende Folge beschert, die an altmodische *caper movies* im Stil von „Ocean's Eleven“ erinnert. Danach wird in der Serie fast nichts mehr so sein wie zuvor.

Selbst verglichen mit den großen HBO-Serien ist „Mad Men“ noch extrem langsam erzählt. Aber wer einmal in die Serie hineingezogen wurde, den wird sie so schnell nicht wieder loslassen. Auch in der dritten Staffel gibt es immer wieder Folgen mit geradezu perfekten Drehbüchern voll dichter Emotionen und teilweise skurrilstem Humor (etwa dem spektakulären Auftritt eines Rasenmähers, der auch Tarantino zur Ehre gereicht hätte). Nicht nur, dass man die Charaktere im Laufe der Zeit immer mehr kennen und schätzen lernt, sie entwickeln sich auch konsequent weiter. Niemand ist hier nur gut oder nur böse, jeder hat seine positiven genau wie seine negativen Seiten. Was sich zu Serienbeginn teils noch sehr klischeehaft darstellte, erweist sich zunehmend als vielschichtige, glaubwürdige Figurenzeichnung. Wen man gerade noch bemitleidet hat, kann man im nächsten Moment schon wieder verachten und umgekehrt.

Schauspielerisch wird die Serie ganz von ihren beiden HauptdarstellerInnen getragen: Jon Hamm IST dieser Don Draper, ein eleganter, gut aussehender Mann wie aus einem Alfred-Hitchcock-Film. Aber er kann auch die ganze Zerrissenheit darstellen, in der sich dieser scheinbar so erfolgreiche Karrieretyp des Öfteren wiederfindet. Elisabeth Moss, in ihren Teenagerjahren als erfrischend normale Präsidententochter Zoey Bartlet in „The West Wing“ bekannt geworden, spielt Peggy Olson, die junge Frau, die sich in der harten Geschäftswelt der Männer behauptet. Sie entspricht wohl am wenigsten von allen wieder kehrenden Figuren den gängigen Schönheitsvorstellungen. Aber gerade das ist es, was sie aus der Masse all der kühlen Blondchen und heißen Brünetten heraushebt.

Die Beziehung zwischen Peggy und ihrem Chef und Mentor Draper ist zugleich auch die Schlüsselbeziehung der gesamten Serie. Während er mit seinen anderen Sekretärinnen entweder ins Bett geht oder auf sie herabsieht (meistens beides zugleich), entwickelt er für Peggy wahren Respekt, erkennt in ihr eine Seelenverwandte. Es ist eine ungewöhnliche Freundschaft *against all odds*.


Ein Kollege kommt, eine Kollegin geht: Lane Pryce (Jared Harris), Draper (Jon Hamm), Joan Harris (Christina Hendricks)

Auch wenn es auf den ersten Blick so scheinen mag, so überlassen „Mad Men“-Erfinder und -Showrunner Matthew Weiner und seine Autoren so gut wie nichts dem Zufall. Fast jede noch so beiläufig wirkende Erwähnung eines bestimmten Ortes, eines Clubs oder einer Zeitungsmeldung hat einen zeithistorischen oder popkulturellen Bezug. So ist es auch kein Zufall, dass die Drapers ausgerechnet in der Bullet Park Road im friedlichen Vorort Ossining leben. Dort richtete sich bereits der Antiheld des 1969 erschienenen Romans „Die Lichter von Bullet Park“ des US-Autors John Cheever eine bürgerliche Scheinexistenz ein, bevor er den Sohn seines Nachbarn entführte und töten wollte. Schon bei Cheever wirkten dieser Mr Hammer und seine Ehefrau für ihre Nachbarn wie „Musterexemplare heterosexueller Monogamie“, ohne dass sie hinter der gediegenen Fassade die „ungezügelten und unnatürlichen sexuellen Begierden“ des Gatten oder die „heimliche Sherrytrinkerin, die davon träumt, in einem Männerharem beschmutzt zu werden“ erahnt hätten. Diese Beschreibung der Divergenz zwischen äußerem und innerem Leben könnte man wörtlich auch für Don und Betty Draper übernehmen.

Die gesellschaftlichen Veränderungen, die in der ersten Staffel noch eher zu erahnen waren, sind inzwischen längst unübersehbar. Bürgerrechtsbewegung, Drogen, Feminismus, Homosexualität, das Kennedy-Attentat: all das wird in der Serie auch verhandelt, aber eher nebenbei, nie aufdringlich oder belehrend. Die vierte Staffel, die Ende 2010 in den USA lief, endet im Jahr 1965. Und selbst Don Draper wohnt darin längst nicht mehr im spießigen Vorort Ossining, sondern im quirligen Greenwich Village.

Nachdem es nach dem Ende der vierten Staffel zu zähen Verhandlungen zwischen Produzent Weiner, Sender AMC und der Produktionsfirma Lionsgate über die ökonomischen Rahmenbedingungen der Fortsetzung gekommen war, startet die fünfte Season nun endlich Ende März. Und auch der Vertrag über die nächste Staffel ist inzwischen schon in trockenen Tüchern. Wenn es nach ihrem Schöpfer geht, soll die siebte danach auch die letzte werden. Geht alles nach Plan, werden wir also noch sehen können, wie Don Draper & Co. ihren Weg durch die turbulenten Jahre 1968/69 finden.

***Marcus Kirzynowski***

**USA 2009 P.: Matthew Weiner. Mit: Jon Hamm, Elisabeth Moss, Vincent Kartheiser, January Jones. Ca. 569 Min. Ton/UT: Deutsch, Englisch. Extras: Featurettes. Label: Universal. DVD ab 29. März, ca. 23 €**

# Die Schwärze der Welt

„Space: Above and Beyond“ endlich als deutsche DVD-Ausgabe

Glen Morgan und James Wong waren einfach ihrer Zeit weit voraus. Würde heute eine Serie im TV laufen, die das Hauptaugenmerk vordergründig auf die Gefechte zwischen Soldaten und Aliens legt – die Military-SF-Fans, vertraut mit John Ringo oder David Sherman, würden sie wohl mit soliden Quoten versehen. 1995 jedoch war der Geschmack des Publikums doch eher in Richtung dessen orientiert, was Chris Carter mit den X-Akten neu definierte: Mystery. Während die Kritiker die Serie mochten – zwei Emmy-Nominierungen und eine für den Saturn-Award –, kam diese beim Publikum nicht so ganz an. Jetzt, da KSM die Serie für den deutschen Markt zugänglich macht, harrt sie ihrer Wiederentdeckung.

Die Menschheit hat sich im Jahr 2063 im Weltraum ausgebreitet. Die erste Kolonie außerhalb des Sonnensystems wird allerdings den ersten Planetentag nicht überleben – aus heiterem Himmel wird der Planet von Aliens angegriffen. Auf einen solchen Angriff ist man auf der Erde nicht vorbereitet, wähnte man sich doch bis dahin allein im All. So müssen die bisher rein wissenschaftlichen Raumfahrtmissionen eingestellt werden – was dem jungen Wissenschaftsastronauten Nathan West eh egal sein kann. Obwohl er zusammen mit seiner Freundin zur angegriffenen Kolonie wollte, wurde ihnen mitgeteilt, dass einer von ihnen Platz für einen sogenannten In-Vitro machen müsste. Die Klone, die in dem früheren Krieg gegen die künstlichen Intelligenzen von Nutzen waren, sind die Outsider der Gesellschaft. Widerstrebend müssen sich Nathan und seine Freundin Kylen Celina trennen



Space-Marines im Einsatz: Nathan West (Morgan Weisser), Shane Vansen (Kristin Cloke) und der In-Vitro Cooper Hawkes (Rodney Rowland)

– nachdem Nathan allerdings widerrechtlich das Raumschiff betreten hat, wird er rausgeschmissen und meldet sich als Alternative bei den Marines. Zusammen mit den neuen Rekruten des 58th, den „Wildcards“, – die alle ihre eigenen Probleme haben, zudem ist einer von ihnen ein In-Vitro – kämpft Nathan gegen die Aliens an. Immer mit der Hoffnung, dass seine Freundin, deren Schiff von den Aliens, den „Chigs“, angegriffen wurde, vielleicht doch noch lebt.

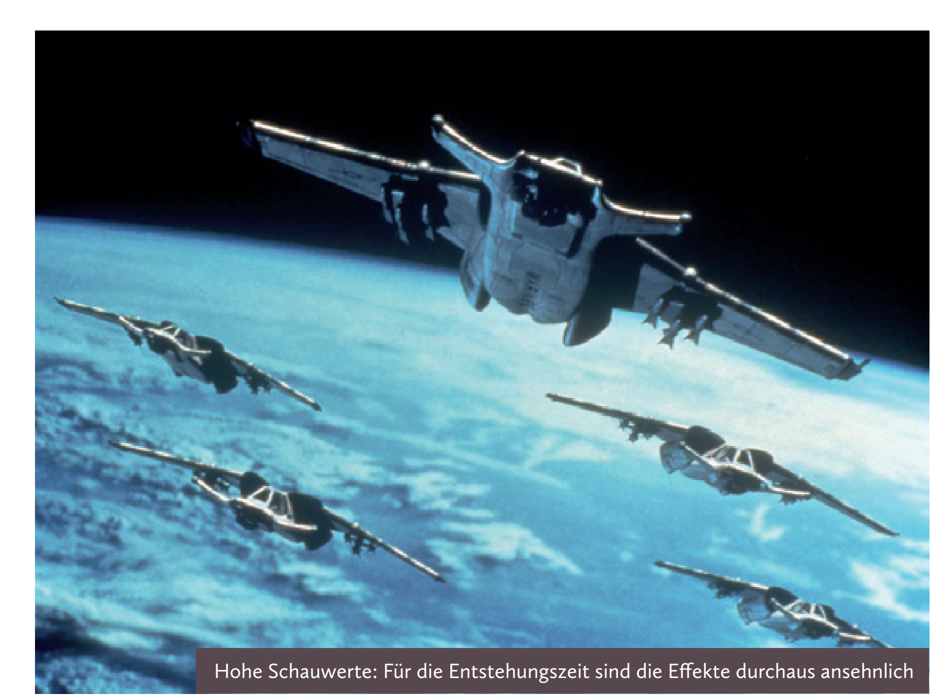
Auch wenn der Pilotfilm und die erste Folge der Serie stark auf die Figur des Nathan West abheben und die Suche nach seiner Freundin die Staffel durchaus prägt, so ist „Space: Above and Beyond“ doch eine Ensemble-Serie. Dass dabei jede Figur ihre eigenen Dämonen in sich hat und mit diesen fertig werden muss, ist aus heutiger Sicht gesehen weder neu noch originell. Ebenso wenig wie die Mischung aus Folgen, in denen der Story-Bogen um Nathans Freundin fortgesetzt wird, und Folgen, die mehr oder weniger „den Planeten der Woche“ abhandeln oder sich einem der Charaktere näher widmen. Wer zudem einwendet, die Serie sei unerträglich militaristisch – der hat Recht. Das amerikanische Pathos kann bisweilen auch abstoßend wirken, aber dieses Pathos liegt auch Serien wie „JAG“ und deren zahlreichen Nachahmern zugrunde. Oberflächlich gesehen also könnte man „Space: Above and Beyond“ als militaristischen Unsinn abtun, der im Gewand der SF amerikanisches Pathos verströmt.





## Pathos vs. Gesellschaftskritik

Dagegen spricht aber, dass sich die Serie in Folgen wie „Who monitors the birds?“ mit gesellschaftskritischen Fragen auseinandersetzt. Die Gesellschaft des Jahres 2063 besteht aus Menschen, In-Vitros und den Silicates, künstlichen Lebensformen, die gegen das System rebellieren. Es ist keine heile Welt, was schon der Pilotfilm zumindest in Grundzügen klarstellt. Wie reagiert die menschliche Gesellschaft gegenüber Außenseitern? Wie kann im Krieg trotz aller Unmenschlichkeit dennoch etwas Menschsein bewahrt werden? Vor allem: Sind die Menschen tatsächlich nur die unschuldigen Opfer, die den Angriffen der Aliens ausgeliefert sind oder steckt da in Wahrheit mehr dahinter? Wenn in der ersten Folge auf dem Planeten der Kolonie Überreste von Aliens in einer Höhle gefunden werden, könnte dies vielleicht ein Hinweis auf den Grund für die Angriffe sein. Die Perspektive, die „Space: Above and Beyond“ einnimmt, ändert sich im Laufe der Staffel. Die geheimnisvollen Aliens mit ihren schwarzen Raumschiffen, die nie aus ihren Anzügen hervorkommen, haben zumindest genauso viel Angst vor den Menschen wie umgekehrt. Es wird nie ganz geklärt werden, welche Gründe die Aliens hatten, die Menschen anzugreifen, ebenso wenig, welche Verbindungen zwischen den Sillicates und den Aliens bestehen. „Space: Above and Beyond“ muss diese Fragen notgedrungen offen lassen – die Serie war immerhin auf fünf Staffeln angelegt, realisiert wurde nur die erste. Wer genauer hinschaut, wird sehen, dass sie *en passant* gesellschaftskritische Fragen aufwirft und Anlass gibt, über diese nachzudenken. Auch wenn natürlich der Krieg und die Folgen, die dieser auf Menschen hat, im Vordergrund stehen. Selbst der Abschiedsbrief, den Nathan West an seine Freundin schreibt – noch vor dem Alienangriff – ist weniger romantisch als nihilistisch: Sonne und Erde werden eines Tages verglühen und dann bleibt nur noch das All. Die Welt von „Space: Above and Beyond“ ist selbst dann, wenn sie friedlich scheint, tiefschwarz.



Hohe Schauwerte: Für die Entstehungszeit sind die Effekte durchaus ansehnlich



Persönliche Motivation: Lt. West sucht nach seiner vermissten Freundin



Der Feind hat kein Gesicht: Die außerirdischen „Chigs“ stecken immer in ihren Anzügen

KSM hat jetzt alle Folgen der Serie unter dem von der Vox-Ausstrahlung bekannten Titel „Space 2063“ auf den deutschen Markt gebracht, in den USA gab es das DVD-Set schon seit Anfang des Jahres 2009. Was allerdings übel aufstößt, ist die Vertriebspolitik des Labels: Der Pilotfilm der Serie wird separat verkauft und ist im DVD-Set selbst nicht enthalten. Das ist unverschämt gegenüber dem, der glaubt, mit dem DVD-Set die komplette Serie gekauft zu haben. Zudem lässt sich fragen, ob der insgesamt hohe Preis für gerade mal eine Staffel – um die 15 Euro für den Pilotfilm, etwa 50 Euro für das Set – potentielle Käufer nicht abschreckt. Nachdem DVD-Labels schon anfingen, halbe Staffeln von Serien auf den Markt zu werfen, bleibt zu hoffen, dass dieses Beispiel keine Schule macht. ***Christian Spließ***

**USA 1995/96 P.: Glen Morgan und James Wong. Mit: Morgan Weisser, Kristen Cloke, Rodney Rowland, Joel de la Fuente, Lanei Chapman, James Morrison, Tucker Smallwood. 90 Min. (Pilotfilm), 946 Min. (Staffelbox). Ton: Deutsch / Englisch; UT: keine. Label: NewKSM. DVD seit 5. Dezember, ca. 15 € (Pilot), ca. 50 € (Box)**

Serien auf DVD

# Komplexe Machtspiele

Die erste Staffel von HBOs neuem Fantasyhit „Game of Thrones“ auf DVD


Im Dienste des Königs: Ned Stark (Sean Bean)

Als HBO ankündigte, das erste Buch der Fantasy-Saga „Das Lied von Eis und Feuer“ von George R. R. Martin verfilmen zu wollen, stieß das Vorhaben auf Skepsis. Nicht nur, weil Martin selbst die Saga noch nicht komplett fertiggestellt hat (die nächsten beiden Romane sind zwar angekündigt, aber die Abstände zwischen dem Erscheinen können schon mal an die drei, vier Jahre dauern). Sondern auch, weil die Fülle des Stoffes, die allein der erste Roman behandelt, nicht zu bändigen schien. Vor allem nicht in einer Staffel, die kürzer als 24 Folgen war. Doch als HBO im vergangenen Frühjahr die ersten zehn Minuten der ersten Folge vorab online stellte, waren die Kritiker zumindest etwas besänftigt.

Schließlich fingen sie die Atmosphäre der ersten Seiten des Buches vollständig ein – die Kälte an der Mauer, die das Königreich absichert, die unheimliche Bedrohung, die in den Wäldern lauert. Das schien doch eine adäquate Umsetzung zu werden. Dennoch: Die Romanvorlage in nur 10 Folgen zu adaptieren, ohne dabei etwas verkehrt zu machen? Konnte das gelingen?
Wenngleich man manchen Szenen die Herkunft aus dem Studio anmerkt, so etwa bei den Szenen am Gottesbaum im Garten der Starks, gelingt der Serie doch, die Handlung getreu der Vorlage umzusetzen – was angesichts der Fülle des Stoffes eine enorme Leistung darstellt. Denn schließlich wechselt im Roman die Perspektive von Kapitel zu Kapitel, wird die Geschichte durch die verschiedenen Charaktere erzählt. Was als Stilmittel nicht neu ist, Heinrich Böll schon wandte diese Art des Erzählens in der „Fürsorglichen Belagerung“ an – doch im Fantasy-Genre ist das fragmentierte Erzählen immer noch etwas Besonderes. Die Fernsehserie behält diese Struktur bei, so gut es möglich ist, übernimmt ganze Dialoge aus der Romanvorlage, und das komplizierte Machtgeflecht wird sichtbar. Denn in „Game of Thrones“ geht es hauptsächlich um eines: Um Macht und wie man an sie gelangt.

Nachdem das Geschlecht der Targaryen die Sieben Königreiche von Westeros beherrschte, wurde dessen letzter König durch Robert Baratheon ermordet. Dieser heiratete in das Haus der Lannister ein und sein Sohn Joffrey soll nach seinem Tod den Thron erben. Ned Stark, der nach dem Tod der Rechten Hand an Roberts Hof gerufen wird, erhält von der Schwester seiner Frau die Mitteilung, dass der Tod ihres Mannes – der bisherigen Rechten Hand – nicht natürlich war. Während Ned am Hof nachforscht und dabei mehr und mehr in ein Netz aus Intrigen gerät, ist auf der anderen Seite der Welt Daenerys Targaryen mit ihrem Bruder auf der Flucht. Durch ihre Heirat mit Khal Drogo, der einem mächtigen Reitervolk vorsteht, könnte sie durchaus eine Gefahr für Westeros werden – aber durch Drogos Tod werden die Karten neu gemischt. Zudem zieht im Norden, jenseits der Mauer, eine Bedrohung auf: The Others scheinen nach Jahrhunderten wieder aktiv zu sein. Und da die Verstärkung für die „Night Watch“ immer weniger wird – diese setzt sich in der Regel aus Dieben, Mördern, Gaunern und sonstigen ungewollten Personen aller Art zusammen – ist Westeros nicht nur von einem inneren Konflikt bedroht. Gegen Ende der ersten Staffel bricht das geeinte Reich komplett auseinander und der Krieg der fünf Könige beginnt.
Als Zuschauer fallen einem die ständigen Wechsel der Erzählperspektiven einfacher als dem Leser, doch der Anspruch ist derselbe: Man muss genau aufpassen, um dem Hauptplot zu folgen. Die Ausstattung der Serie selbst zaubert dabei Westeros und den Stamm der Dothraki vorlagengerecht auf den Bildschirm (bis auf einige Abstriche – wie schon erwähnt gibt es Szenen, bei denen man deutlich merkt, dass sie im Studio entstanden). Wer in den ersten Minuten der ersten Folge die oft beschriebene Mauer im Norden sieht, wird beeindruckt sein. Das ist schon die halbe Miete.
Doch die schönsten Schauplätze nutzen einem nichts, wenn die Schauspieler nicht ihre Charaktere zum Leben erwecken. HBO hat einen guten Griff getan, wenngleich von den Namen bisher wohl nur der von Sean Bean dem breiten Publikum bekannt ist (mit Lena Headey ist immerhin noch die ehemalige Titelheldin der „Sarah Connor Chronicles“ dabei). Der Boromir aus dem „Herrn der Ringe“ verkörpert den nachdenklichen Ned Stark perfekt, ebenso wie auch die anderen Schauspieler gut gewählt sind: Mark Addy als Robert Baratheon trifft den rauen, derben König sehr gut. Michelle Fairley als Catelyn Stark, Neds Gattin, ist ebenso bemerkenswert. Selbst bei den Nebenrollen, wie dem von Maisie Williams verkörperten Fechtmeister Arya Stark, hat HBO exzellente Schauspieler gefunden, die die Serie mit- und zu ihrem Sog beitragen.

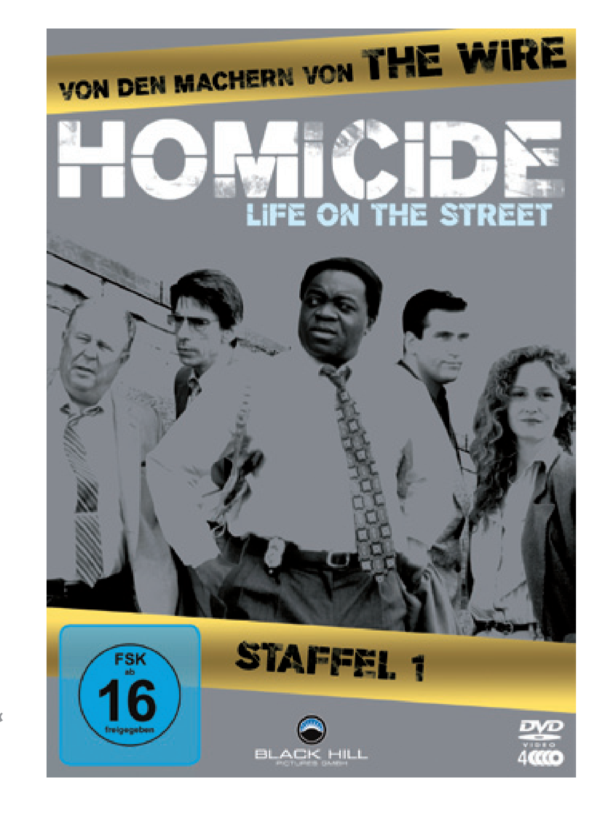

Ehe aus Machtgründen: Khal Drogo (Jason Momoa) und Daenerys Targaryen (Emilia Clarke)


Der heimliche Publikumsliebling: Tyrion Lannister (Peter Dinklage)

Es mag sein, dass HBO mit der Verfilmung der Romane eher fertig ist, als dass George R. R. Martin die nächsten Fortsetzungen geschrieben hätte. Dies wäre natürlich fatal – es ist ein übergreifender Handlungsbogen, den Martin da ersonnen hat. Zwar endet die erste Staffel mit den Ergebnissen, die durch die Nachforschungen Ned Starks hervorgerufen werden und auch die Handlung mit den Dothraki kommt zu einem Wendepunkt. Aber dies sind nur Zäsuren, keine eigentlichen Enden, sondern nur ein kurzes Innehalten, bevor die Handlung wieder an Fahrt aufnimmt. „Game of Thrones“ ist etwas für Serienzuschauer, die das Setting des „Herrn der Ringe“ gemocht haben, aber überwiegend mehrdeutige Charaktere mögen und die sich auf eine komplexe und nicht einfache Handlung einlassen wollen.

*Christian Spließ*

**Staffel 1 ab 30. März auf DVD und BluRay bei Warner Home Video. TNT Serie zeigt die zweite Staffel später in diesem Jahr.**




# Die Wurzeln von „The Wire“

Die erste Staffelbox von „Homicide – Life on the Street“ ist ein zwiespältiger Blick in die Seriengeschichte

In den 90er Jahren war eine US-Serie nach einer Buchvorlage noch eine echte Seltenheit. Dass ein Sender aber aus einem Sachbuch eine Krimiserie entwickelt, dürfte fast ein Unikum sein. So gilt das von NBC ab 1993 produzierte „Homicide – Life on the Street“ auch als besonders realistisch. Vorlage war die *True Crime*-Reportage des späteren „The Wire“-Schöpfers David Simon, der darin die Arbeit der Baltimorer Mordkommission über ein Jahr hinweg dokumentierte. Kurz nach dem Buch liegt nun auch endlich die erste Staffel der Serie (die NBC ursprünglich auf zwei aufgeteilt hatte) in Deutschland vor.

Anfangs fühlt man sich zunächst einmal in die Vormoderne des Fernsehens zurück versetzt. Nicht nur wegen der höchst mittelmäßigen Bildqualität der DVDs bei den ersten neun Folgen sieht die Serie eher wie eine typische 80er-Jahre-Cop-Show aus, auch Ästhetik und Erzählweise wirken für heutige Sehgewohnheiten verstaubt. Eine aufwändige Bildgestaltung sucht man vergebens, die Handkamera bleibt meistens ganz nah an den Protagonisten. Die oft parallel laufenden Handlungsstränge werden langsam erzählt, aber ohne längere Dialogpausen – es wird ständig geredet. Action spielt praktisch keine Rolle, gezeigt wird die oft mühsame Ermittlungsarbeit der Detectives. In dieser Hinsicht ist die Serie nah am Buch. Recht frei gingen die Autoren hingegen bei der Adaption der Hauptfiguren vor. Dass sie die Namen der realen Ermittler nicht eins zu eins übernommen haben, ist verständlich. Schließlich mussten diese weiter ihrer Arbeit nachgehen, und da ist es wohl eher hinderlich, wenn man sich bei Verdächtigen oder Angehörigen mit dem Namen eines Fernsehkommissars vorstellt. Aber auch sonst erinnert nur wenig an diesen Figuren an die Detectives aus Simons Reportage. Bei einigen haben die Serienmacher zumindest grundlegende Charakterzüge übernommen, am stärksten bei Frank Pembleton (Andre Braugher), dem distinguierten Einzelgänger mit recht untypischem Lebensstil für einen schwarzen Cop. Hier ist noch klar das Vorbild Harry Edgerton aus dem Buch zu erkennen. Bei anderen Charakteren beschränken sich die Ähnlichkeiten weitgehend auf die Namen: Der Rookie Tom Pellegrini heißt nun Tim Bayliss (Kyle Secor), Detective Wordens Spitznamen „Big Man“ trägt hier der von Schauspielveteran Ned Beatty verkörperte Stanley Bolander. Aus dem Schichtleiter Gary „D“ D'Addario wurde Lieutenant Al „G“ Giardello – der zwar noch einen italienischen Namen hat, nun aber skurrilerweise schwarz ist (die Erklärung, er sei halber Italiener, wirkt angesichts der sehr dunken Hautfarbe von Yaphet Kotto nicht besonders glaubwürdig). Da eine Ensembleserie ohne weibliche Hauptrolle nicht funktioniert, spielt Melissa Leo („Treme“) den einzigen weiblichen Detective des Dezernats (den es im Buch zwar auch gibt, der dort aber praktisch keine Rolle spielt). Andere Figuren sind gänzlich Neuerfindungen, etwa Detective John Munch, den Richard Belzer nicht nur bis zum Ende von „Homicide“ 1999 spielte, sondern auch in diversen anderen Serien, so bis heute in „Law and Order: SVU“.

## VERHÖRFOLGE WAR IHRER ZEIT VORAUS

Die Mordfälle orientieren sich anfangs noch stark an der Vorlage. Ob die Schüsse auf einen Polizeibeamten, der durch seine Verletzungen erblindet, oder die Schwarze Witwe, die serienmäßig Ehemänner ermorden lässt, um deren Lebensversicherungen zu kassieren – all diese Fälle finden sich in leicht veränderter Dramaturgie wieder. Dabei gelingt es der Serie allerdings kaum, die Spannung und Intensität der Reportage zu erreichen. Zu episodisch und unbeteiligt wirkt oft ihre Erzählweise. Im Gegensatz zum Buch bleiben Täter und Verdächtige meist blass. Eine Ausnahme ist der Hauptverdächtige im Mordfall des 11-jährigen Mädchens, der sich über die ersten Folgen zieht. Anders als im Buch zeigt die Serie den undurchsichtigen alten Mann aber erst gegen Ende der Ermittlungen, weswegen beim Zuschauer nicht die emotionale Involviertheit entsteht, die das ewige Hin und Her der endlosen, sich im Kreis drehenden Ermittlungen in Simons Schilderung erzeugt. Dennoch ist die Verhörfolge „Nur noch 12 Stunden“ die mit Abstand beste der ganzen Box. Sie besteht fast zur Gänze aus dem Verhör des Mannes, den Pembleton und Bayliss für den Mörder des kleinen Mädchens halten, dem sich aber nichts nachweisen lässt. Verzweifelt versuchen sie, ihm ein Geständnis zu entlocken, indem sie *Good Cop, Bad Cop* spielen, an seine Menschlichkeit appellieren, ihm alle möglichen Brücken bauen, ihn verunsichern. So lange, bis er sich selbst nicht mehr sicher ist, ob er den Mord nicht doch begangen haben könnte. Moses Gunn liefert hier eine schauspielerische Glanzvorstellung ab, aber auch die Inszenierung dieser klaustrophobischen Episode war mit der kreisenden und den Schauspielern ganz nah kommenden Kamera und den *Jump Cuts* ihrer Zeit Jahre voraus.

## DAVID SIMONS ERSTES DREHBUCH

Mit der ursprünglichen zweiten Staffel, die nur vier Folgen umfasst (und auf der ersten Staffelbox enthalten ist), lösen sich die Autoren zunehmend von den authentischen Fällen der Vorlage. David Simon durfte für eine düstere Folge um eine einem Raubmord zum Opfer fallende Touristin sein erstes Drehbuch verfassen (als plötzlicher Witwer und verzweifelter Familienvater überzeugt Robin Williams), mit Tötung auf Verlangen wird auch ein brisantes gesellschaftliches Thema angepackt. Abgesehen von einzelnen, sehr starken Gaststars, (darunter auch der spätere „ER“-Star Julianna Margulies), agieren die Hauptdarsteller solide, aber nicht wirklich hervorragend. So hätte etwa Schönling Daniel Baldwin mit seinem 80er-Jahre-Charme eher in „Miami Vice“ gepasst. Ebenso wie seine Figur, die zu allem Überfluss auch noch den Vornamen Beau trägt.

Insgesamt ist die erste Staffelbox der Serie ein interessanter, oft aber auch ermüdender Blick zurück auf eine sicher stilprägende Show der Seriengeschichte, die aber doch noch sehr in ihrer Entstehungszeit verhaftet ist. Kein Vergleich mit späteren HBO-Produktionen, aber auch weit entfernt davon, eine der besten Network-Dramaserien zu sein. An die Intensität und Virtuosität anderer NBC-Serien wie „L.A. Law“, „Third Watch“ oder „The West Wing“ reichen zumindest diese frühen Episoden jedenfalls nur selten heran.

Ziemlich lieblos ging das deutsche Label leider bei der Gestaltung der DVD-Box vor. Nicht nur, dass es keinerlei Extras gibt und noch nicht einmal Untertitel. Nicht nur, dass sich auf der Hülle keine Liste der Episodentitel findet. Auf dem Backcover finden sich darüber hinaus Namen und Fotos von Schauspielern, die in diesen Staffeln noch gar nicht mitspielen. Und selbst das Menü zeigt ein Gruppenfoto aus einer späteren Staffel, das praktisch nichts mit dem Hauptcast der enthaltenen Folgen zu tun hat. Hier sollte etwas mehr Sorgfalt eigentlich selbstverständlich sein. Bei Erscheinen dieser Ausgabe sollte auch bereits der erste Teil der nächsten Staffel auf Deutsch vorliegen, Black Hill splittet die Seasons in Zukunft auf.

***Marcus Kirzynowski***

**USA 1993 P.: Tom Fontana, Barry Levinson. Mit: Yaphet Kotto, Richard Belzer, Kyle Secor, Andre Braugher, Ned Beatty, Melissa Leo, Daniel Baldwin. 624 Min. (Staffel 1). Ton: Deutsch / Englisch; UT: keine. Label/Vertrieb: Black Hill/Edel. DVD seit 2. Dezember (Staffel 1) bzw. 3. Februar (Staffel 2 Teil 1), je ca. 20 €**



Serien auf DVD







## GEFÄHRTEN

Ob „Gefährten“ so ein passender deutscher Name für das neue Werk von Steven Spielberg ist, scheint diskutabel, denkt man dabei doch mittlerweile zuerst an eine Gruppe Hobbits. Der Originaltitel „Warhorse“ trifft auch viel deutlicher, worum es hier geht: um ein stolzes Pferd, das in den Wirren des ersten Weltkriegs mehrfach seinen Besitzer wechselt, um dann schließlich wiedergefunden und berühmt zu werden. Das ist kein Thema, das auf Anhieb besonders aufregend klingt, doch bietet der über zwei Stunden lange Film das von Spielberg gewohnte hohe Produktionsniveau und somit einige mal wunderschöne, mal eher bedrückende Bilder, sei es vom einfachen Landleben der Bevölkerung oder aus den Schützengräben der Soldaten. Am eindrucksvollsten gelingt dabei eine Sequenz, in der sich Wallach Joey schwer verwundet und mit einem Haufen Stacheldraht bedeckt übers Feld schleppt. Zudem wird hier kein Unterschied gemacht bei der Darstellung von Briten, Franzosen oder Deutschen, denn auf allen Seiten begegnen wir mehr oder weniger sympathischen und verzweifelten Menschen auf der Suche nach Frieden und ein wenig Glück inmitten einer grausamen Umgebung.
Allerdings wirkt das Ganze dadurch zwangsläufig auch sehr episodisch, so dass es kaum möglich ist, als Zuschauer zu den oft nur wenige Minuten zu sehenden Charakteren eine engere Bindung aufzubauen. Doch kann man sich spätestens beim hochdramatischen und emotionalen Finale dann nur schwer dem Kloß im Hals entziehen und muss feststellen: Hat er einen also doch wieder gekriegt, der Altmeister. *Volker Robrahn*

**Kinostart: 16. Februar**

## RESTLESS

Indiefilmer Gus Van Sant erzählt eine Variante des Klassikers „Harold and Maude“: Wie Harold hängt auch Enoch gerne auf Beerdigungen rum, verliebt sich diesmal aber in die gleichaltrige Annabel („Alice“ Mia Wasikowska, auch als Patientin aus „In Treatment“ bekannt). Beide müssen ohne Elternteil(e) aufwachsen und haben einen ganz eigenen Blick aufs Leben. Als sie erfahren, dass Annabel einen Gehirntumor und nur noch drei Monate zu leben hat, beschließen die beiden Außenseiter, den Weg gemeinsam zu Ende zu gehen.
Trotz guter Jungschauspieler und gelungener philosophischer Ansätze gelingt es dem Film nicht, den Zuschauer richtig zu packen. Dazu bleiben die Pointen zu nett und die Tragik meist zu unverbindlich. Van Sant ist nach einigen Skandalfilmen („My Private Idaho“) endgültig im Arthouse-Mainstream angekommen und inszeniert die wenig originelle Geschichte recht konventionell. Neben den üblichen Extras findet sich auf der DVD auch ein skurriler Bonus: eine von Van Sant gedrehte Stummfilmfassung des Films. Die ist dann wohl auch die interessantere Version. *kir*

**Seit 9. Februar auf DVD und BluRay.**

## FLIEGENDE FISCHE MÜSSEN INS MEER

Das Leben als Teenager ist nicht einfach, erst recht nicht, wenn die Mutter eine ausgeflippte Alleinerziehende ist, die wenig auf die Reihe bekommt. Der 15-jährigen Nana ist sie jedenfalls nur peinlich. Als sich ein junger gutaussehender Arzt im Dorf niederlässt, sieht sie zunächst die Chance, ihn als anständigen Stiefvater zu gewinnen. Dummerweise interessiert sich Nana selbst aber mit der Zeit wesentlich mehr für ihn als ihre Mutter Roberta.
Die schweizerisch-deutsche Co-Produktion ist einer dieser Filme, die das Problem des deutschen Kinos fast exemplarisch verdeutlichen: im Kino gelaufen, aber von Produktionsniveau und Ästhetik her ein reiner Fernsehfilm, der zudem nicht einmal 90 Minuten dauert – wobei 70 für die Story auch gereicht hätten. Güzin Kars Drehbuch ist nicht unkomisch, aber ähnliche *Coming-of-Age*-Geschichten hat man schon Dutzende Male gesehen. Bis auf einige surreale Szenen, die im Vergleich zum restlichen Film aufgesetzt wirken, fällt ihr zur Inszenierung wenig Neues ein. Schön ist es, die wunderbare Meret Becker endlich mal wieder in einer (Kino-)Hauptrolle zu sehen, und einen Film, auf dessen Soundtrack sich gleich mehrere Leonard-Cohen-Songs finden, muss man auch irgendwie mögen. Für einen unterhaltsamen DVD-Abend sicherlich nicht verkehrt, für einen Kinobesuch aber doch bedeutend zu wenig. *kir*

**Ab 24. Februar auf DVD.**



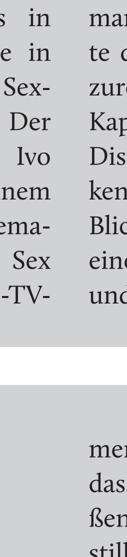



## HOMICIDE – EIN JAHR AUF MÖRDERISCHEN STRASSEN

David Simon war frustriert von seiner jahrelangen Arbeit als Polizeireporter bei der *Baltimore Sun*, als er 1988 die Idee für ein ungewöhnliches Buchprojekt hatte: Er ließ sich für ein Jahr beurlauben, um die Detectives des Mordderzernats in ihrem Alltag zu begleiten, um endlich einmal tiefer zu blicken, als das in seinen kurzen tagesaktuellen Artikeln für den Lokalteil möglich war. Ergebnis seiner Recherchen war das Reportagebuch „Homicide: A Year in the Killing Streets“, aus dem NBC 1993 eine TV-Serie machte, Simons Einstieg ins Fernsehgeschäft. Später entwickelte er seine eigene Serie „The Wire“ - der Rest ist Geschichte. Mit mehr als 20jähriger Verspätung liegt der Klassiker des *True-Crime*-Buchs jetzt endlich auf Deutsch vor.
Auf mehr als 800 Seiten erzählt Simon von den Mordermittlern einer Schicht, die Tag für Tag neue Fälle auf den Tisch bekommen. Mit 234 Morden im Jahr gehörte Baltimore schon damals zu den gewalttätigsten Städten der USA. Simon schildert diesen blutigen Alltag schonungslos, aber unaufgeregt. Für die Detectives ist Mord längst zur Routine geworden, mit professioneller Gelassenheit gehen sie ihrer Arbeit nach, oft auch mit zynischen Sprüchen auf den Lippen. Aber auch für die normalen Einwohner ist es fast schon alltäglich, wenn ein Nachbar oder Bekannter getötet wird – vor allem in den vom Drogenhandel beherrschten Ghettos ist ein Menschenleben nicht viel wert.
Präzise, ausführlich und manchmal etwas ermüdend schildert Simon die sich ständig wiederholenden und doch immer wieder neuen Ermittlungen der Beamten. Manche Fälle sind schnell aufgeklärt und ebenso schnell abgehakt, andere ziehen sich über Wochen und Monate. Ein Fall zieht sich als roter Faden durch das ganze Buch: der rätselhafte Sexualmord an einem 11-jährigen Mädchen, das in einem Hinterhof gefunden wird. Obwohl der Hauptverdächtige schnell gefunden ist, ist ihm nichts nachzuweisen: Es gibt Indizien und er passt perfekt ins Täterprofil, aber Beweise finden sich keine. Nach anfangs aufwändigen Ermittlungen mit riesigem Personaleinsatz bleibt schließlich nur noch der leitende Detective übrig, der den Fall verbissen, fast schon besessen, weiterverfolgt. Am Ende kommt es zur letzten Konfrontation mit dem undurchsichtigen Verdächtigen. Alleine dieser Fall ist so spannend erzählt, dass der Leser bis zum Schluss gefesselt dranbleibt.
Aber erst in der Gesamtheit der kurzen und langen, der Routine- und der spektakulären Fälle ergibt sich eine Art Struktur. Was Simon hier – ähnlich wie später in „The Wire“ – offenlegt, ist das Bild einer Gesellschaft, die sich selbst weitgehend aufgegeben hat, das Ende des amerikanischen Traums. Die sterbende Hafenstadt Baltimore steht dabei stellvertretend für den Niedergang früherer Industriestädte, in denen für viele Verbrechen die einzige verbliebene Erwerbsquelle darstellt.
Simons Protagonisten vom Homicide Department sind Helden des Alltags, die versuchen, dem Chaos im Nachhinein noch so etwas wie Sinn zu verleihen. Einzelne Detectives treten dabei stärker in den Vordergrund, mit ihren charakterlichen Eigenheiten wurden sie später zu Vorbildern von Figuren der gleichnamigen Serie.
Stilistisch geht das Buch weit über übliche journalistische Arbeiten hinaus, ist am ehesten mit Klassikern des *New Journalism* zu vergleichen: Simon ist so tief in den Alltag seiner Beobachtungsobjekte eingetaucht, dass er fast einer von ihnen geworden ist. Dass er über großes schriftstellerisches Talent verfügt, ist hier bereits klar zu erkennen. Seine Sprache ist meist trocken, aber immer auf den Punkt, wendet Bilder nur an, wenn nötig, aber dann sind sie absolut treffend. Obwohl er fast gänzlich ohne die Schilderung von Schießereien und Verfolgungsjagden auskommt, ist das Buch spannender als fast jeder sonntägliche „Tatort“ oder jeder „CSI“-Ableger.
Abgesehen von der Häufung von Tippfehlern hat sich der Kunstmann-Verlag mit der deutschen Ausgabe viel Mühe gegeben. Es gibt informative Karten, einen Fototeil, ein interessantes Nachwort von Simon aus dem Jahr 2006 und sogar ein Lesezeichen mit einer Liste der Ermittler. *kir*

**David Simon: „Homicide – Ein Jahr auf mörderischen Straßen“ Deutsch von Gabriele Gockel, Barbara Steckhan und Thomas Wollermann. Kunstmann 2011. 830 Seiten, Klappenbroschur, 24,90 €**

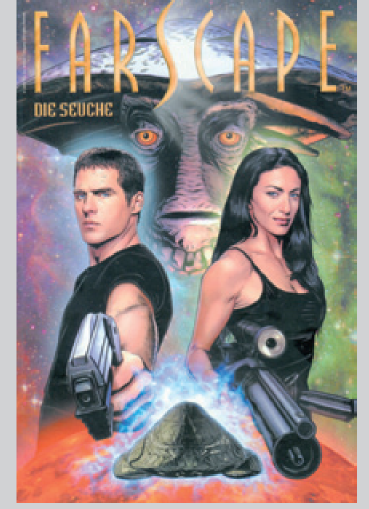


#### FERNSEHEN WIDER DIE TABUS

Blutig-erotischer Vampirismus in „True Blood“, brutale Morde in „The Sopranos“ oder explizite Sexszenen in „Californication“: Der Mainzer Filmwissenschaftler Ivo Ritzer beschäftigt sich in seinem kleinen Büchlein mit der Thematisierung und Darstellung von Sex und Gewalt in den neueren US-TV-Serien von HBO, Showtime & Co. Er zeigt auf, welche gesellschaftlichen Funktionen Überschreitungen von Tabus auf diesen Gebieten haben können und in welchem institutionellen und ökonomischen Rahmen sie im Fernsehen möglich sind. Dabei greift er weniger auf filmwissenschaftliche Theorien zurück, sondern auf sozialwissenschaftliche, von Freud und Marx bis Foucault und Baudrillard.
Die sind manchmal für Nicht-Experten nur schwer zu verstehen, vor allem wird Ritzer so aber auch seinem Untersuchungsgegenstand TV-Serie oft nicht gerecht, wirken manche der entliehenen Argumente doch zwanghaft auf sein Thema zurechtgebogen. Interessant ist das Kapitel über „Zensur, Ökonomie, Distinktion“, auch wenn die Erkenntnis, dass auch auf den ersten Blick subversive Serien Ergebnisse eines kapitalistischen Produktions- und Verwertungsprozesses und damit Teil des Systems sind, nicht gerade originell ist.
Ritzers Ausweg, zum Schein am Spiel des Mediensystems teilzunehmen, das man längst durchschaut hat, indem man lieber unterkomplexe Actionserien wie „Hawaii Five-0“ konsumiert, erscheint dann aber doch recht bizarr. Ebenso wie sein Fazit übertrieben wirkt, HBO- und Showtime-Serien seien letztlich systemstützend, weil sie Zuschauergruppen mit vom Mainstream abweichendem Geschmack doch wieder integrierten. *kir*

**Ivo Ritzer: „Fernsehen wider die Tabus. Sex, Gewalt, Zensur und die neuen US-Serien“**
**Bertz + Fischer 2011.**
**136 Seiten, SC, 9,90 €**




#### FARSCAPE 2: DIE SEUCHE

Nachdem die Crew der Moya auf einem Handelsplaneten ihre Vorräte aufstocken wollte, verhalten sich Crichton und Co. extrem seltsam: Die Streitereien, die bisher vorhanden waren, steigern sich zu extremen Situationen. Es geht soweit, dass Aeryn ihren Sohn Deke erschießen will, nur weil der sich weigert, still zu sein. John macht sich auf den Weg zu den Diagnosianern und erfährt, dass Grunchlick und Sikozu einen Virus entwickelt haben, der jetzt die Galaxie verheert. Um den Virus zu stoppen, muss John sich im wahrsten Sinne des Wortes um die geringsten Kleinigkeiten kümmern...
Zeichnerisch liegt „Die Seuche“ leider nicht auf den ersten Plätzen. Man muss sich schon etwas anstrengen, um die Charaktere wiederzuerkennen. Schade. Glücklicherweise aber ist die Geschichte genau so, wie eine gute „Farscape“-TV-Episode sein soll: mit überraschenden Wendungen, die Beziehungen der Charaktere werden weiterentwickelt. Es erinnert an die Zeiten mit Scorpions mentalem Klon Harvey, wenn auf den ersten Seiten John in der Rolle eines Sitcom-Dads der 50er Jahre auftaucht. Vorbild hier war offenbar die Serie „Leave it to Beaver“ (1957–63), wenn man den angehängten Variant-Covern Glauben schenken kann. Von hier an bis zur letzten Seite ist das, was Serienerfinder Rockne S. O’Bannon zusammen mit Keith R.A. DeCandido in Comicform gebracht hat, „Farscape“ vom Allerfeinsten. Gerne mehr davon, aber das nächste Mal mit besseren Zeichnern, bitte? *chs*

**Tommy Patterson, Rockne S. O’Bannon, Keith R.A. DeCandido: „Farscape 2: Die Seuche“**
**Panini 2011.**
**122 Seiten, SC, 14,95 €**



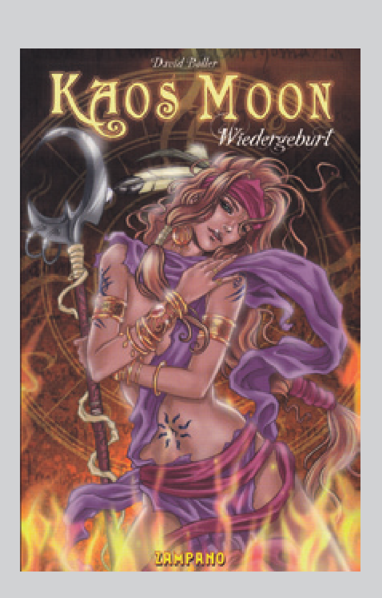





#### DIE GANZE WELT VON MAD MEN

Obwohl „Mad Men“ bei uns nur bei Minderheitensendern wie ZDFneo ausgestrahlt wird, hängen sich gleich mehrere deutsche Buchverlage an den internationalen Kritikerliebling an. Eichborn versucht es mit der Übernahme des Bilderbuchs der US-Illustratorin Dyna Moe. Die adaptiert Figuren und Szenen der Serie in sehr stilisierten, mal mehr, mal weniger gelungenen Zeichnungen.
In mehreren thematisch geordneten Kapiteln wie „Das Büro“, „Das Heim“ oder „Mode & Schönheit“ versammelt das Buch dazu allerlei „Praktisches“ und Kurioses im Zeitgeist der 1960er, von Koch- und Cocktailrezepten über das „Rüstzeug der Sekretärin“ bis zu Frisurtipps. Das soll wohl ironisch sein, ist meistens aber nicht wirklich witzig. Fans der Serie werden nicht viel Neues erfahren, wer sie hingegen nicht kennt, wird die Anspielungen auf einzelne Episoden nicht verstehen. Ein überflüssiges Buch, das sich nicht einmal als Geschenk für „Mad Men“-Fans eignet, da es den subtilen und gesellschaftskritischen Geist der Serie nie einfängt. Wer wie die Autorin meint, der Show gerecht zu werden, indem man sie auf sexistische Sprüche und Joans Kostüme reduziert, hat wohl nichts verstanden. *kir*

**Dyna Moe: „Die ganze Welt von Mad Men“**
**Eichborn 2011.**
**96 Seiten, HC, 14,95 €**



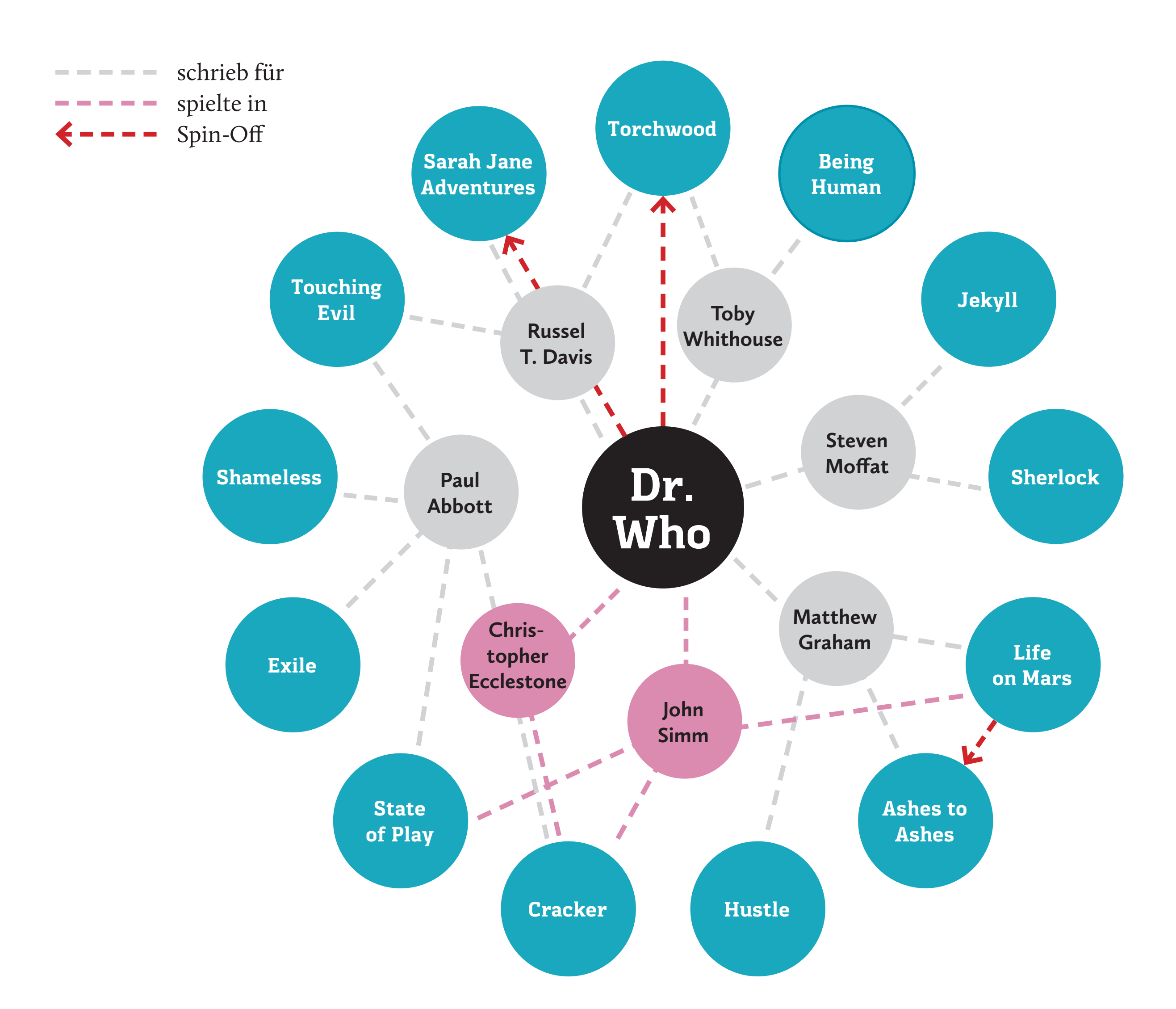

#### KAOS MOON

Wer Mitte der 90er Jahre hin und wieder das SF-Comicmagazin *Schwermetall* gelesen hat, wird bei der neuen Gesamtausgabe von David Bollers „Kaos Moon“ nostalgische Gefühle bekommen. Dort waren die beiden langen und mehrere Kurzgeschichten der Fantasyserie erstmals auf Deutsch zu lesen. Gleichzeitig veröffentlichte der Schweizer, der zu der Zeit in den USA für Großverlage wie Marvel und DC zeichnete, seine Eigenkreation auch als amerikanische Heftserie. Der wirtschaftliche Einbruch der US-Comicbranche verhinderte jedoch eine Fortsetzung, nach wenigen Heften war schon wieder Schluss – die Serie blieb ein Fragment. Schade, denn Boller ist nicht nur ein hervorragender Zeichner, dessen alle Panelgrenzen sprengenden Seiten vor verspielten Details nur so übersprudeln – auch die Titelheldin hatte durchaus Potential. Die übersinnlich begabte Katja Zakkov lebt in Manhattan, arbeitet als Medium und ruft in gefährlichen Situationen ihr Alter ego hervor, die Astralamazone Kaos Moon. Diese Figur mit den zwei Gesichtern ist gleichermaßen sexy wie sympathisch.
Während bei der ersten Geschichte um einen Kristallschädel auch das Skript überzeugen kann, gleitet Boller in den anderen Storys leider meistens völlig in esoterische Worthülsen und Fantasyklischees ab. Jedesmal tauchen irgendwelche Götter, Aliens und Dämonen auf, gerne auch Aliens, die ägyptische Götter spielen oder solche, die die Menschheit erschaffen haben. Hier fehlte Boller klar ein guter Autor, der mehr aus dem grundsätzlich interessanten Konzept heraus geholt hätte. So bleibt „Kaos Moon“ meistens Trash, aber dank seiner überragenden Zeichenkünste trotzdem faszinierend. Die Gesamtausgabe bringt die Comics im Schwarz-Weiß der US-Version und ohne die nackten Brüste, die Boller auf Wunsch des *Schwermetall*-Chefredakteurs in die Magazinversion zeichnen musste. Die Aufmachung des Buchs ist vorbildlich: mattes Papier, Klappeneinband, Covergalerie und zusätzliche Illustrationen. Eine schöne Zeitreise. *kir*

**David Boller: „Kaos Moon – Wiedergeburt“**
**Zampano 2011.**
**180 Seiten, SC, 18,50 €**

# Ist „Doctor Who" wirklich an allem schuld?

Die These von Christian Spließ (s. S. 29–34), dass der Neustart des Klassikers 2005 nicht nur den neuen britischen Serienboom auslöste, sondern auch alle guten Autoren der Insel irgendwann an der Serie mitschreiben, inspirierte uns zu dieser Grafik. Und unser Autor scheint Recht zu haben: Wenig hängt im UK-Seriengeschäft nicht mit dem SF-Helden zusammen. Nur Paul Abbott müsste auch mal eine Episode schreiben …




## Next time …

„The Walking Dead" – Der Zombiekult startet bei RTL II

„L.A. Law" – Die Mutter aller anspruchsvollen Anwaltsserien endlich auf DVD

… und natürlich die neuesten Serien und Staffeln aus den USA.

**torrent** 2/2012 erscheint Ende August.


„The Walking Dead"



Jetzt **torrent**

Magazin für serielles Erzählen

abonnieren und Geld sparen!

Ja, ich möchte „**torrent** – Magazin für serielles Erzählen" ab Ausgabe ☐ 1/2012 ☐ 2/2012 (erscheint Ende August) für vier Ausgaben zum Preis von 20 Euro inkl. Porto und Versand (innerhalb Deutschlands, EU-Ausland: 28 Euro) abonnieren. Die erste Lieferung erfolgt nach Zahlungseingang. Das Abo verlängert sich um jeweils ein weiteres Jahr, wenn es nicht sechs Wochen vor Ablauf des Bezugsjahres gekündigt wird.

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ, Ort | Land

Telefon | E-Mail

Unterschrift (bei Minderjährigen die des gesetzlichen Vertreters)

☐ **Das Abo soll als Geschenk geliefert werden an:**

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ, Ort | Land

Telefon | E-Mail

**Zahlungen auf**
Konto-Nr. 680 294 60 (lautet auf Marcus Kirzynowski)
BLZ 440 100 46 (Postbank)

EU-Ausland:
Konto: DE60 4401 0046 0068 0294 60
BIC: PBNKDEFF

**Widerrufsgarantie:** Mir ist bekannt, dass ich diese Bestellung innerhalb von zehn Tagen ab dem Zugang beim Verlag ohne Angabe von Gründen schriftlich (Brief oder E-Mail) widerrufen kann. Zur Wahrung dieser Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs.

Datum, 2. Unterschrift

Ausschneiden oder kopieren und einsenden an:
**torrent**-Verlag / Marcus Kirzynowski
Corneliusstraße 125, 40215 Düsseldorf